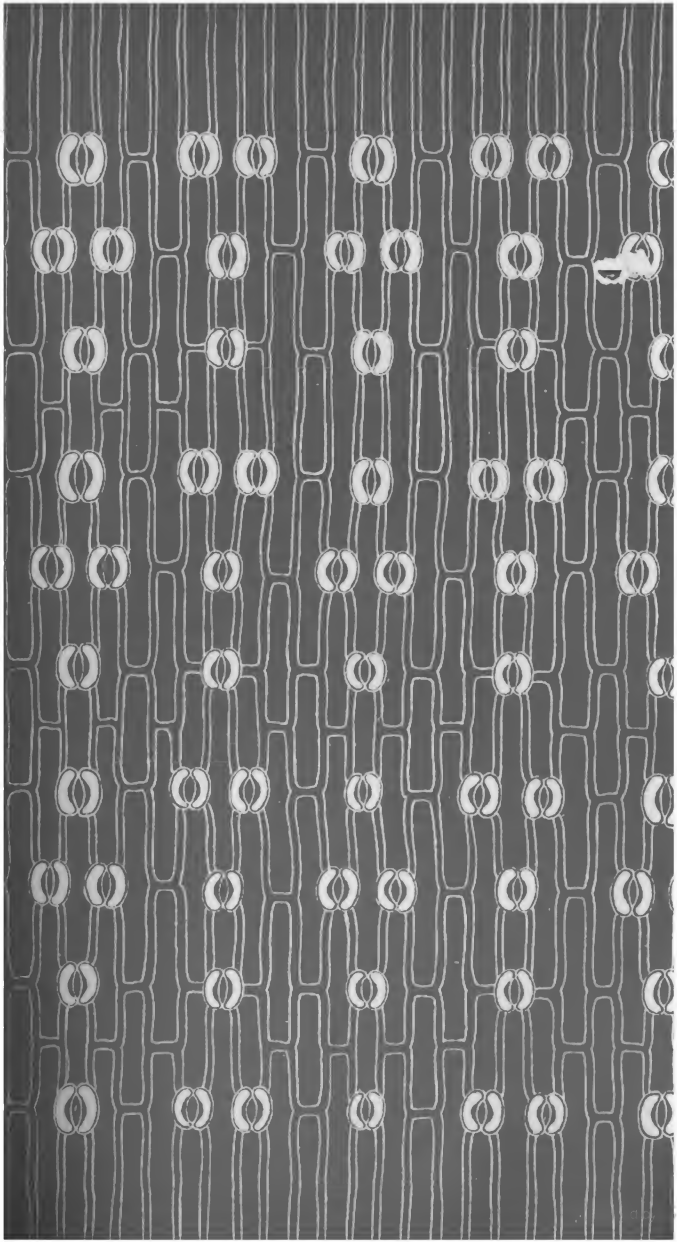
Säugetiere fremder Länder

Kurt Floericke

Digitized by Google

by Google



8041

Digitized by Google

Dr. Kurt Floericke

Säugetiere fremder Länder

Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Säugetiere fremder Länder

Digitized by Google

Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.

Die Gesellschaft Kosmos will die Kenntnis der Naturwissenschaften und damit die Freude an der Natur und das Verständnis ihrer Erscheinungen in den weitesten Kreisen unseres Volkes verbreiten. — Dieses Ziel glaubt die Gesellschaft durch Verbreitung guter naturwissenschaftlicher Literatur zu erreichen mittels des

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde
Jährlich 12 Hefte. Preis M 2.80;

ferner durch Herausgabe neuer, von ersten Autoren verfaßter, im guten Sinne gemeinverständlicher Werke naturwissenschaftlichen Inhalts. Es erscheinen im Vereinsjahr 1910:

Koelsch, Von Pflanzen zwischen Dorf und Trift.
Reich illustriert. Geh. M 1.— = K 1.20 h ö. W.

Meyer, Die Welt der Planeten.
Reich illustriert. Geh. M 1.— = K 1.20 h ö. W.

Dekker, Auf Vorposten im Lebenskampf I.
Reich illustriert. Geh. M 1.— = K 1.20 h ö W.

Floericke, Säugetiere fremder Länder.
Reich illustriert. Geh. M 1.— = K 1.20 h ö. W.

Weule, Die Kultur der Kulturlosen.
Reich illustriert. Geh. M 1.— = K 1.20 h ö. W.

Diese Veröffentlichungen sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen; daselbst werden Beitrittserklärungen (Jahresbeitrag nur M 4.80) zum **Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde,** (auch nachträglich noch für die Jahre 1904/09 unter den gleichen günstigen Bedingungen) entgegengenommen. (Satzung, Bestellkarte, Verzeichnis der erschienenen Werke usw. siehe am Schlusse dieses Werkes.)

Geschäftsstelle des Kosmos: **Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.**

Digitized by Google

Säugetiere fremder Länder

Von

Dr. Kurt Floericke

Mit 2 Tafeln und zahlreichen Abbildungen nach Naturaufnahmen und Originalzeichnungen von Professor Ad. Wagner u. a.

Stuttgart
Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde
Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung

Digitized by Google

Copyright 1910 by
Franckh'sche Verlagshandlung,
Stuttgart

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei, G. m. b. H., Stuttgart.

Digitized by Google

K-QL706
F6
Bwl.
Lib.

Gewöhnlich ist der nach Marrakesch, der südlichen Hauptstadt des heute so viel genannten Sultanats Marokko, sich verirrende Europäer darauf angewiesen, in dem engen, unbeschreiblich schmutzigen, von üblen Düften erfüllten und deshalb auch sehr ungesunden Mellach (Judenviertel) zu wohnen, da die fanatischen Araber es nur höchst ungern dulden, daß ein Ungläubiger sich in ihrer Mitte niederläßt. Ausnahmsweise war es mir aber doch geglückt, ein Haus in der Medina (Araberviertel) zu mieten, einem Stadtteil, der bedeutend reinlicher gehalten, dabei sehr weitläufig gebaut ist und zahlreiche schöne Gärten umschließt. Hier richtete ich mich nun mit meinen primitiven Mitteln so gemütlich und behaglich wie nur möglich ein. Was mir an meinem Hause am meisten gefiel, das waren die riesigen, gewölbten Nischen in der dicken Hofmauer. Sie waren eigentlich wohl zu schattigen Ruhe- und lauschigen Koseplätzchen für den Herrn des Hauses bestimmt, aber ich zog es vor, sie in prächtige Käfige für allerlei Getier zu verwandeln, indem ich sie einfach auf der offenen Seite mit Drahtgitter überzog und innen mit Ästen, Gesels und Rasenstücken ausstattete. Drahtgitter gab es nun freilich in Marrakesch nicht, und wir mußten sie uns deshalb selbst aus Rollendraht mit den Händen flechten, was bei einem Erfordernis von vielen Quadratmetern gerade keine Kleinigkeit war. Ich und meine Araber bekamen denn die Sache auch bald satt und hatten überdies Wichtigeres zu tun. Ich verpflichtete mir deshalb eigens für die Drahtflechterei einen alten Juden, der sich einige Wochen lang die Finger damit zerarbeitete, aber schließlich das große Werk glücklich fertig bekam. Er selbst war so froh darüber, daß er es sich nicht nehmen ließ, mir an diesem Freudentage durch sein hübsches, leider etwas schmutziges Töchterlein eine festliche Dafina (die rituelle Sabbatmahlzeit der marokkanischen Juden) ins Haus zu schicken. Es

M369986

Digitized by Google

waren übrigens kostspielige Drahtgitter, und meine Tiere wohnten auf diese Weise beinahe teurer als ich selber. Bunt und interessant genug war aber auch die Schar der vierbeinigen und gefiederten Freunde, die mich allmählich umgab. Besondere Anziehungskraft besaß für mich immer der große Mittelkäfig, der ständig eine ganze Gesellschaft von Ichneumonen, Wild- und Ginsterkatzen beherbergte. So blutgierig diese kleinen Raubtiere auch sind, so fürchterlich sie auch in einem schlecht verschlossenen Geflügelstall aufräumen, so feige zeigen sie sich doch in anderer Beziehung. Ich will ein Beispiel dafür anführen:

In der Regel fütterte ich die ganze Bande mit Tauben oder auch mit Störchen, da diese massenhaft in der Umgebung vorhanden waren und so das billigste und am leichtesten erreichbare Fleisch lieferten. Einmal hatten meine Leute in meiner Abwesenheit einen nur leicht geflügelten Storch in den Raubtierkäfig gesetzt, und ich kam gerade dazu, wie ihm ein Ichneumon an die Kehle springen wollte. Das nahm aber Meister Adebar gewaltig übel. Mit großen Schritten sauste er im Käfig herum, und nach rechts und links fielen hageldicht seine wuchtigen Schnabelhiebe, so daß das feige Katzen- und Mardergesindel heulend und kreischend auseinanderstob, in alle Ecken flüchtete und schließlich spuckend und fauchend oben auf den Sitzstangen Zuflucht suchte. Ich ließ den Storch nun noch zwei Tage im Käfige, um zu sehen, wie sich dieser Kriegszustand weiter entwickeln würde, aber der rotbeinige Stelzvogel behauptete nach wie vor siegreich das Feld, und zwar in solchem Maße, daß die Raubtiere nicht einmal zum Fressen herunterzukommen wagten. Schließlich nahm ich ihn heraus, und er hat dann noch lange die Rolle des Tyrannen auf meinem Geflügelhofe gespielt. Sowohl Ichneumone wie Ginsterkatzen zeigten sich sonst recht liebenswürdig, lernten mich schon nach wenigen Tagen als ihren Futterherrn kennen und bekundeten viel Zutraulichkeit. Trat ich mit der Flinte in den Hof, um zwischen einen Spatzenschwarm auf den Granatäpfelbäumen zu pfeffern, so kamen alle herab und setzten sich erwartungsvoll bei der Türe in Bereitschaft, weil sie wußten, daß es gleich darauf knallen und sie frische Sperlinge bekommen würden, einen Leckerbissen, den sie jedem anderen vorzogen.

An den unglaublich geschmeidigen und eleganten Bewegungen der prachtvoll gezeichneten Ginsterkatzen (Abb. 1) habe ich mich nie satt-

Digitized by Google

sehen können, und namentlich der Anblick einer ihre Beute beschleichenden Ginsterkatze ist geradezu ein ästhetischer Hochgenuß. Es scheint, als ob das ganze Tier von Gummi wäre und Knochen überhaupt nicht besäße. Da ist es denn kein Wunder, daß diese fast überschlanken Räuber sich durch unglaublich enge Öffnungen und Spalten zu zwängen vermögen. Mehr als einmal sind mir daher Ginsterkatzen ausgekommen, aber sie wurden stets rasch wieder aufgefunden, denn ihr erster Gang war immer zum nahen Hühnerstall, wo sie sich im Blute ihrer armen Opfer förmlich berauschten und dann leicht wieder eingefangen werden konnten. Manchmal gab es harte Kämpfe

Abb. 1. Ginsterkatze.

dabei, denn die marokkanischen Hühner gehören einer nicht nur fleißig eierlegenden, sondern auch ganz hervorragend mutigen und wehrhaften Rasse an. Durch nächtliches Gepolter aufgeweckt, sah ich einmal, wie ein Hahn die auf einer getöteten Henne sitzende Ginsterkatze mit rücksichtslosem Mute und ritterlicher Aufopferung angriff. Beide wälzten sich in einem eng verschlungenen Knäuel minutenlang auf dem Hof herum, so daß es mir nicht möglich war, dem bedrohten Hennensultan zu Hilfe zu kommen. Nach tapferer Gegenwehr unterlag er freilich dem furchtbaren Gebiß seines Feindes, aber auch dieser war derart zugerichtet, daß er sich ohne weiteres ergreifen ließ. Wenig bekannt dürfte es in Laienkreisen sein, daß dieses hübsche Räuberchen,

Digitized by Google

ein Charaktertier der Atlasländer, auch in Europa zu Hause und nicht nur in Spanien, sondern auch in ganz Südfrankreich eine bekannte Erscheinung ist, wo es einerseits der Geflügelzucht viel Schaden zufügt, andererseits aber auch als großer Rattenvertilger geschätzt wird. Auch auf den Kanarischen Inseln, zu deren überaus artenarmer Säugetierfauna die Ginsterkatze bisher nicht zählte, habe ich sie angetroffen, und vielleicht kommt sie sogar im Oberelsaß vor, worauf die dortige Jägerei achten möge. Wie die Zibetkatzen und im Gegensatze zu den Mangusten sind die Ginsterkatzen überwiegend Nachttiere. Tagsüber liegen sie verschlafen in ihren Schlupfwinkeln herum, aber mit Einbruch der Dämmerung erwachen sie zu ungeahnter Lebendigkeit. Wie ein Indianer auf dem Kriegspfade, zieht dann die Ginsterkatze unter Beobachtung aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln auf Beute aus. Die niedrigen Füße weit auseinandergespreizt, den überschlanken Leib in den Erdboden förmlich hineingeschmiegt und unglaublich weit ausgereckt, der lange Schwanz mit ihm und dem altklugen, zugespitzten Fuchsköpfchen eine einzige Linie bildend, die Augen gierigverstohlen funkelnd, die aufrechten Muschelohren lauschend nach vorn gerichtet — so bietet sie das vollendete und in seiner Art schwerlich zu übertreffende Bild des zielbewußt schleichenden Jägers. Und diese sich geräuschlos mit tausend Gummigelenken durch Gras und Gestrüpp windende Säugetierschlange schnellt dann urplötzlich wie durch Federkraft mit fabelhafter Behendigkeit zusammen und dem Feinde an die Kehle, dem Opfertier in den Nacken: ein in seiner Wildheit und Schönheit entzückender Anblick. Gibt es viel Beute, so schwelgt der Mörder in dampfendem Blut und leckerem Hirn und läßt alles übrige unbeachtet. Die Bezeichnung „Blutrausch" ist dann kein bloßes Wortspiel mehr, sondern brutale Tatsache. Ohne Zweifel saufen sich Ginsterkatzen, Ichneumone, Marderarten u. a. wirklich einen richtigen Blutrausch an, und der muß dann sehr gründlich ausgeschlafen werden. Da ein so ausgezeichneter Beobachter wie Vosseler nur die schroffe Raubtiernatur der Ginsterkatzen betont und angibt, daß selbst jung aufgezogene Stücke niemals vollkommen zahm werden, alt eingefangene aber immer ungemütliche, ewig knurrende und spuckende Bestien bleiben, und da auch Grote versichert, seine jungen Ginsterkatzen hätten überhaupt jedes Futter verschmäht, so bleibt mir nur übrig, anzunehmen, daß die nordafrikanischen Ginsterkatzen von wesentlich liebenswürdigerem Naturell sind als ihre ost-

Digitized by Google

afrikanischen Vettern, denn ich habe an meinen marokkanischen, alten Stücken stets nur sehr viel Freude erlebt. Die geschmeidige Beweglichkeit solch kleiner Räuber läßt sich selbst im engen Käfig des zoologischen Gartens leicht beobachten. So hat W. Schuster sich die Mühe genommen, festzustellen, daß ein Ichneumon in einer Minute einen meterlangen Raum 38 mal ablief, und Felis eyra brachte es sogar auf die doppelte Leistung.

Wenn auch der Körperbau des Ichneumons (zu deutsch „der Aufspürer", ein vortrefflich gewählter Name), der alten, ehemals heilig gehaltenen und deshalb als Mumie vielfach einbalsamierten „Ratte der Pharaonen", gleichfalls ein sehr gestreckter ist, so fehlt dem hauptsächlich in Flußniederungen heimischen und gleichfalls recht mordlustigen Tier doch ganz und gar die geschmeidige Eleganz der Ginsterkatze. Das liegt schon an der Behaarung, denn während das glatte, bunte, kurz- und weichhaarige, vor Sauberkeit geradezu glänzende Fell der Ginsterkatze zum Streicheln förmlich einlädt, sind die Haare des Ichneumons grob, hart, straff, fast stachelig, unansehnlich gefärbt und nehmen nach hinten zu an Länge derart zu, daß sie wie eine Schabracke über die Hinterbeine herabhängen. Wenn die Tiere vorsichtig-eilig im Gänsemarsch auf den zwischen den Rohrwäldern ausgetretenen Pfaden am Nilufer dahintrippeln, verschwinden für das Auge des Beobachters die kurzen Beinchen daher ganz, und es sieht aus, als ob sie wie fußlose Schlangen unmittelbar auf dem Erdboden einherkröchen. Eines heiligen Geruches erfreut sich das heutige Ichneumon übrigens keineswegs mehr, weder im wörtlichen noch im bildlichen Sinne. Durch seine unverschämten Diebereien in den Geflügelställen hat es sich vielmehr den redlichen Haß des Fellachen zugezogen, in dessen Augen die gelegentliche Vertilgung von Ratten oder Schlangen nicht viel besagen will, und an den von alten Fabulanten so herrlich ausgeschmückten Vernichtungskrieg des kleinen, mutigen Ichneumons gegen das große, gepanzerte Krokodil glaubt in unserem aufgeklärten Zeitalter ohnedies kein Mensch mehr. Mutig und tapfer ist der kleine Kerl mit dem scharfen Höckergebiß und den gutmütig-verschlagen blickenden Gelbaugen ja allerdings, aber auch launisch und unzuverlässig, störrisch und mürrisch, je nach Laune, denn er kann auch sehr liebenswürdige Stunden haben.

Auch sonst finden wir noch so manche anziehende Erscheinung in der eigenartigen Familie der Schleichkatzen und nicht wenige

Digitized by Google

davon regelmäßig auch in unseren zoologischen Gärten, wo ihnen allerdings oft eine etwas stiefmütterliche Behandlung und regelmäßig von seiten des Publikums weit weniger Beachtung zuteil wird, als es diese in ihrer Art so vollendeten Geschöpfe verdienen. Da ist z. B. die Zebramanguste, eine gar zierliche Schleicherin aus dem warmen Afrika, eine sonnenbedürftige, wärmeliebende Langschläferin, ein wahrer Reinlichkeitsfanatiker, ein naschhaftes, obstliebendes Leckermaul, ewig quiekend und belfernd, gern reizende „Männchen" machend. Sie gewinnt an Interesse noch dadurch, daß alle Beobachter übereinstimmend sie als ein „geborenes Haustier" erklären. Unter den gerade in warmen Ländern so überaus lästigen Ratten und Mäusen räumt sie noch ganz anders auf als unsere Hauskatze, deren Stelle sie in Afrika vielfach vertritt, und mit der sie die Eigenschaft gemeinsam hat, größere Anhänglichkeit an Haus und Hof als an den menschlichen Pfleger zu bekunden. Die gewöhnliche Manguste Deutsch-Ostafrikas wird von Vosseler als weit weniger gemütlich geschildert. Sie ist ein arger Hühnerdieb, gefräßig, frech, alles ankläffend, im Alter eine rechte „Z'widerwurzen". Ein drollig-lebhafter Gesell, obwohl mehr Nachttier, ist dagegen der gleichfalls in unserer Kolonie beheimatete, spiellustige Fleckenroller, bei dem der dichtwollige Pelz, die strohgelben Augen und die unschöne Kopfform gar nicht recht zu der sonnigen Heiterkeit des Gemütes passen wollen. Der hauptsächlich aus den Kaffeepflanzungen Javas bekannte Palmenroller erscheint dadurch merkwürdig, daß er mit Vorliebe die fleischig-saftigen Kaffeefrüchte verzehrt und dann die unverdauten Bohnen mit seinem Kote wieder absetzt. Die Malaien sammeln diese fleißig, weil sie angeblich durch diesen Prozeß ein besonders feines Aroma (!) erhalten sollen. In Wirklichkeit dürfte die Sache darauf hinauslaufen, daß der Palmenroller klug genug ist, sich die schönsten und reifsten Früchte mit den besten Bohnen auszusuchen. Mehr oder minder strenge und auffallende Gerüche sind allerdings allen Schleichkatzen eigen, wenn sie auch nach landläufigen Begriffen nicht immer gerade aromatisch sind. Dies gilt bis zu einem gewissen Grade selbst von der berühmten Parfümlieferantin, der Zibetkatze, die mit ihrem zwitterhaften Körperbau, dem plumpen Halse und der häßlichen Schnauze, trotz der hübschen Fellzeichnung, wohl als das am wenigsten anmutige Glied dieser sonst so eleganten Sippe bezeichnet werden kann. Die Orientalen freilich

Digitized by Google

schwärmen für Zibet und bezahlen den unappetitlichen Stoff mit unsinnigen Preisen, aber dem feiner organisierten Europäer geht reiner Zibet bald auf die Nerven, verursacht wohl gar Kopfweh und wird dadurch rasch unleidlich. Erzeugt wird der Zibet in einer besonderen, zwischen After und Geschlechtsteil befindlichen Drüsentasche.

Aus der Familie der Marder sei hier zunächst der Tigeriltis (richtiger sollte er Pantheriltis heißen, da die gelbliche Zeichnung auf seinem rotbraunen Fell ja nicht in Streifen, sondern in Tupfen besteht) genannt, der schon im südöstlichen Europa vorkommt und sich von da weiter nach Asien hinein verbreitet. Am Tage ein ver-

Abb. 2. Stinktier.

schlafener Geselle, zeigt sich dieses bunteste Glied der europäischen Säugetierfauna mit Einbruch der Dämmerung um so lebhafter, gewandter, geschmeidiger, anmutiger und kecker. Er ist ebenso gefräßig, verschlagen, listig, bissig und mutig wie unser Ratz, übertrifft diesen aber an Reinlichkeitssinn. Sein täglicher Nahrungsverbrauch kommt der Hälfte des eigenen Körpergewichtes gleich, wobei noch zu bemerken, daß er Obst verschmäht, aber sehr viel Wasser zu sich nimmt. Wie alle Marder, fesselt er das Auge durch die kraftvolle Anmut seiner gewandten Bewegungen, wenn auch der Leib ein wenig zu lang geraten ist und zu schwer auf den kurzen Beinen lastet. Sind schon alle Iltisse arge Stänker, so ist diese wenig salongemäße Eigenschaft zu wahrer Virtuosität ausgebildet bei dem übel berüchtigten

Digitized by Google

Stinktier (Abb. 2) oder Skunk Nordamerikas. Wirklich schade darum! Denn von seinem abscheulichen Stinkgeschütz abgesehen, von dem es übrigens nur in Fällen der höchsten Not Gebrauch macht, während es sich gewöhnlich damit begnügt, jeder verdächtigen Erscheinung die Hinterfront zuzukehren und drohend den buschigen Schwanz in die Höhe zu heben, ist das Stinktier das zierlichste und netteste, das reinlichste und appetitlichste, das hübscheste und zutraulichste Geschöpf, das man sich denken kann. Seiner furchtbaren Waffe sich wohl bewußt, bekundet es vor Menschen wie Hunden, die es meist gar nicht anzugreifen wagen, nur wenig Scheu, läßt sich sogar im Freien dazu bringen, aus der Hand zu fressen, und wird den Campbewohnern dadurch lästig, daß es nachts in die Zelte kommt, hier mit seinem schrillen Geschrei die Schläfer weckt und alle Vorräte benascht. Bei seiner leichten Zähmbarkeit ließe sich das durch sein schönes Pelzwerk auch das Auge entzückende Stinktier leicht zu einem reizenden Haustier umwandeln, wenn eben nicht die ewige Furcht vor seinem pestilenzialischen, Erbrechen verursachenden und kaum wieder zu vertreibenden Parfüm wäre. In seiner Lebensart erinnert der recht behäbig und selbstbewußt sich gebärdende Skunk lebhaft an unseren Dachs. Klettern kann er nicht, obwohl dies in vielen Büchern angegeben wird, aber dafür kommen ihm seine langen Klauen beim Graben sehr zustatten. Seine Erdbaue sind wahre Muster an Nettigkeit und Sauberkeit, und auch nicht der leiseste Geruch verrät, welch höllische Geschosse der gemütliche Bewohner im Notfalle auszuspritzen vermag. Die gleiche Akkuratesse und Peinlichkeit wie bei Anlage seiner Wohnungen bekundet der Skunk auch bei Auswahl und Beschaffung seiner Nahrung. Obst und namentlich Trauben liebt er sehr, aber er verzehrt sie in der appetitlichsten und artigsten Weise; Eier trinkt er durch ein winziges, selbst gebissenes Loch bis zum letzten Tropfen aus, Mäuse fängt er blitzschnell und ohne jede überflüssige Quälerei, und Schildkröten schält er aus ihren Panzern, Schnecken aus ihren Gehäusen so geschickt und sauber heraus, daß man an einen weltmännischen Feinschmecker erinnert wird, der an der Table d'hote des feinsten Hotels in der Residenz tafelt. Auch andere Erdteile beherbergen arge Stänker, so Java und Sumatra in ihren Gebirgen den viel weniger liebenswürdigen, schwerfällig-langsamen, wenn auch in seiner Art gutmütigen Stinkdachs, vor dessen teuflischer Waffe auch die mutigsten Hunde entsetzt Reißaus zu nehmen pflegen. Trotz-

Digitized by Google

dem wird das Fleisch des Tieres nach Entfernung der Stinkdrüse von den Eingeborenen gern gegessen.

Auch der Honigdachs Afrikas verdient hier kurze Erwähnung, zumal ihn unsere Tiergärten ziemlich regelmäßig beherbergen. Sonst schwerfällig und unbeholfen, ist er doch ein so geschickter und kraftvoller Gräber, daß er förmlich vor den Augen des Beobachters im Boden zu versinken vermag. Seine Lieblingsspeise bildet, wie schon sein Name besagt, der Inhalt der Bienen- und Wespennester, und aus den Stichen der erbosten Kerse braucht er sich nicht viel zu machen, da ihn sein zottiger Pelz und die fabelhaft dicke und bewegliche Speckschicht darunter nicht nur gegen diese mehr als hinreichend schützen, sondern ihm selbst gegen die Schüsse des Jägers eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit verleihen. Zu spaßen ist mit dem plumptäppischen, aber lebhaften und spiellustigen Gesellen nicht, denn sein kräftiges Gebiß ist wahrhaft fürchterlicher Art, und er weiß bei schlechter Laune sehr nachdrücklichen Gebrauch davon zu machen. Dazu läßt er fortwährend seine heiser keifende und kreischende Stimme hören. Ungleich seltener als dieser Tropenbewohner wird in unseren Tiergärten der hochinteressante Vielfraß zur Schau gestellt, obwohl er im Norden unseres eigenen Erdteils heimisch ist. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die Naturgeschichte dieses eigenartigen und sagenumwobenen Tieres noch keineswegs genügend aufgeklärt ist. Er erscheint nach den wenigen stichhaltigen Schilderungen, die bisher vorliegen, diebisch und zudringlich, listig und verschlagen, tapfer und wehrhaft und in einem Wesen voller Widersprüche, die wohl näherer Erforschung wert wären.

Die mir unsympathischsten Säugetiere sind die Hyänen, und auch Gustav Jaeger, der sie in seiner den Nagel jedesmal auf den Kopf treffenden Art als „vierfüßige Geier" charakterisiert, erteilt ihnen rückhaltlos den Preis der Häßlichkeit. Der böse, tückische Blick der schiefliegenden, stets halb zugekniffenen, mit einem roten Hexenring versehenen, wie das leibhaftige böse Gewissen dreinschauenden Augen, die auffällige Mißgestalt des ganzen Körpers, die geschwollene Wange, das schweinsborstige Fell, die kreuzlahme Haltung, die linkischen und hinkenden Bewegungen, die wie teuflisches Gelächter klingende Stimme, die nächtliche Lebensweise mit unbedingter Hingabe an die niedrigsten und abscheulichsten Leidenschaften, die ekelhafte Völlerei an stinkendem Aas und selbst ausgescharrten Menschenleichen

Digitized by Google

— all diese widerwärtigen Eigenschaften vermögen sicherlich nicht für diese Satane in Tiergestalt zu begeistern.

Mehr an Dachs und Fuchs als an einen Bären erinnert seinem ganzen Gehaben nach der possierliche Waschbär, wie ja überhaupt die geschwänzten Kleinbären zu den schwanzlosen Großbären vielfach in scharfem Gegensatze stehen. Und ein gar manierlicher und zierlicher Bursche ist der auch so hübsch bepelzte und so nett und ansprechend gezeichnete Waschbär in der Tat, denn wenn er auch nicht gerade jeden Brocken im Wasser wäscht, so zerlegt er doch alles vor dem Verzehren mit den biegsamen, fingerartigen Krallen und dem scharfen Gebiß auf das netteste und sorgfältigste. Das niedrige Gestell des Körpers paßt gar nicht übel zu dem pfiffig-schlauen Gesichtsausdruck. Das Tier, ein typischer Waldbewohner Nordamerikas, ist denn auch in allen Sätteln gerecht, kennt sich überall aus und weiß sich überall zurechtzufinden, hat allenthalben nicht nur ein notdürftiges Auskommen, sondern einen reich gedeckten Tisch, ist daher immer gut aufgelegt, gegen jedermann gleich liebenswürdig und möchte mit aller Welt in Frieden und Freundschaft leben. Die böse Mode aber, die schon so vielen Tieren übel mitgespielt hat, läßt das nicht zu, denn sein Fell liefert die beliebten Schuppenpelze, und der hübsche, lange Ringelschwanz ist schon von Natur aus die prächtigste Boa. Da ist der Rüssel- oder Nasenbär ein ungleich launischerer Patron, ja im Alter kann er — namentlich allein gehalten — zu einer recht unleidlichen, störrischen und bissigen Bestie werden. Öfters sah ich ihn in Tiergärten mit Affen und Gürteltieren — eine recht sonderbar gemischte Gesellschaft! — zusammen in großen Außenkäfigen, wo er sich dann unter dem wohltuenden Einfluß der Geselligkeit wesentlich liebenswürdiger gibt, übrigens die üblichen Rüpeleien des Affenvolkes sehr energisch abzuwehren weiß. In einem solchen Falle erlebte ein Weibchen sogar Mutterfreuden auf dem Rücken der stumpfsinnig weiter schlafenden Gürteltiere und unter achtungsvoller Teilnahme des gesamten Affenvolkes. Das Weibchen, das 9 Wochen lang trächtig geht und dann 5—6 Junge wirft, säugt derart, daß es sich auf den Rücken legt und alle viere von sich streckt. In Freiheit durchstreifen die Nasenbären truppweise in förderndem Humpelgalopp mit hoch gehobenen Schwänzen planlos die gewaltigen Urwälder Südamerikas. An fortwährendem Gequieke, Geschrei und mißtönigem Gemecker fehlt es dabei nicht.

Digitized by Google

Unter den Großbären ist der reckenhafte, ein Gewicht von 400 bis 500 kg erreichende Grislybär des nordamerikanischen Felsengebirges zweifellos die imposanteste Erscheinung, wenn ihm auch die nüchterne Beobachtungsweise der zoologischen Gegenwart viel von seinem ehemaligen Nimbus genommen hat. Ungereizt greift er selbst beerensuchende Kinder kaum jemals an, sondern geht dem Menschen immer nach Möglichkeit aus dem Wege; nur in die Enge getrieben, setzt er sich zur Wehre, und wenn er sich dann $2^1/_2$ m hoch auf den Sohlen aufrichtet, muß die riesenstarke, lebenszähe Bestie in der Tat als ein furchtbarer Gegner im Nahkampfe auf Leben und Tod erscheinen. Feig ist der Grisly gewiß nicht, aber wenig temperamentvoll, ruhig auf seine „Bärenkraft" vertrauend, einsiedlerischem Wesen und beschaulichem Leben zugetan, meist schlechter Laune, mürrisch, griesgrämig und brummig. Wie gewaltig seine Kraft ist, geht daraus hervor, daß er mit einem einzigen Tatzenschlage Genick oder Kreuz seines Opfers zerbricht und es dann, hoch aufgerichtet, breitspurig und ohne besondere Eile, zur Schlachtbank trägt, stolz seiner Unangreifbarkeit sich bewußt. Groß und massig aber muß alles sein, was er für der Mühe wert erachten soll; kleine Leckerbissen sind nichts für diesen vierbeinigen, grauzottigen Felsblock. Bei der Mahlzeit werden, wie v. Kadich beobachtet hat, nur die besten Stücke sauber aus der Haut herausgeschält, nach beendeter Tafel aber die beaux restes sorgfältig eingewickelt und zugedeckt. Kehrt der Grisly dann in der nächsten Nacht zu seinem Lunch zurück, so muß er nicht selten die Entdeckung machen, daß sich in der Zwischenzeit der Janhagel des Bergreviers, Wolf, Fuchs, Skunk und Stachelschwein, daran satt gefressen haben. Die reichliche Mahlzeit würde er dem Gesindel vielleicht noch gönnen, aber die schmähliche Art und Weise, in der sie seine schönen Vorräte mißhandelt haben, ist ihm in tiefster Seele zuwider, und angeekelt kehrt er gewöhnlich dem Platze den Rücken, ohne das herumgezerrte und zerfleischte Stück Wild nochmals zu berühren.

Sein Vetter, der nordamerikanische Schwarzbär oder Baribal, tafelt bei weitem nicht in so stiller, sauberer und vornehmer Manier, sondern hinterläßt das geschlagene Wild verschmiert und zerfetzt, und überall bemerkt man die Spuren seines mangelnden Reinlichkeitssinnes. Viel lebhafter, leichter beweglich, weiter herumstreifend und anspruchsloser als der Grisly, begnügt er sich gern auch mit Fall-

Digitized by Google

wild, verendetem Vieh, Kerfen, Eicheln, Beeren, Wurzeln, Gewürm, Schnecken und Fischabfällen. Nur sehr alte, einsam lebende Männchen oder baldigem Familienzuwachs entgegensehende Weibchen werden zu frechen und raffinierten Vieh- und Fleischdieben. Bei fortgesetzter Verfolgung sehr scheu, wird das in seiner Art täppisch-gutmütige Tier auffallend zutraulich, wo es sich geduldet weiß. Bekannt ist ja, daß die Bären des Yellowstoneparks sich aus unmittelbarer Nähe bequem betrachten lassen und in der Morgendämmerung bis dicht an die Hotels herankommen, um die weggeworfenen Konservenbüchsen auszuschlecken. Auf die Auswahl und Herrichtung seines Winterquartiers verwendet der Schwarzbär viel Sorgfalt und ist damit schon einige Wochen vor dem wirklichen Eintritt stärkerer Fröste beschäftigt. Ob er sich nun aber selbst eine Höhle von 3—4 m Tiefe ausgräbt oder eine schon vorhandene Felsspalte benutzen kann, stets wird die Wohnung im dichten und düsteren Fichtenwald der höheren Gebirgslagen an den unwegsamsten, schneeigsten und steinigsten Stellen sich befinden, so daß sie der Fuß des Jägers nicht leicht erreichen kann.

Für einen bösartigen und unter Umständen recht gefährlichen Gesellen gilt der schwarze, mit einem weißen Brustlatz geschmückte, sonst aber im Fell nicht eben schöne Kragenbär Asiens. Dagegen ist der äußerst possierliche, spiel- und necklustige, übrigens trotz seiner geringen Größe recht wehrhafte Malaienbär gewissermaßen der Clown in der Bärenfamilie. Seine verhältnismäßig ungeheuerlichen, stark gekrümmten Krallen sind äußerst geschickte Werkzeuge, mit denen er die unglaublichsten Dinge zuwege bringt. Eigentlich ist er mehr Pflanzen- als Fleischfresser, aber dabei ein großer Feinschmecker. So besteigt er mit Vorliebe die Palmen und frißt die Hauptschößlinge heraus, die auch von den Europäern unter der Bezeichnung Palmkohl als köstliches Gemüse hochgeschätzt werden. Da die Kokospalmen durch solche fortgesetzte Besuche schließlich eingehen, wird das Tier in seiner Heimat recht schädlich. Ein Pflanzer in Padang hielt, wie Henne am Rhyn erzählt, lange einen zahmen Malaienbären, der sehr beliebt und darauf abgerichtet war, furchtsame Stadtherren, die zu Besuch auf die Farm kamen, zu erschrecken, indem er plötzlich vor ihnen auftauchte und trotz alles Sträubens und Schreiens auf ihrem Schoße Platz nahm. Je mehr Furcht jemand zeigte, desto mehr Spaß schien es dem Bären zu machen, sich über den entsetzten „Stadtfrack" hinzulegen und sich recht lümmelhaft hin und her zu rekeln. Die Zu-

Digitized by Google

Asiatische Antilopen (Gazelle und Hirschziegenantilope) von einem Gepard beschlichen.

(Nach einer Originalzeichnung von Professor Ad. Wagner, Cassel.)

Digitized by Google

Digitized by Google

schauer vergingen dabei vor Lachen, denn Schadenfreude ist bekanntlich die reinste und aufrichtigste Freude des edlen Menschengeschlechts.

Den hochnordischen Eisbären (Abb. 3) in freier Natur zu beobachten, ist mir noch nicht vergönnt gewesen, und Gefangene haben auf mich immer einen äußerst peinlichen Eindruck gemacht, wenn sie in ihren engen Behältnissen gelangweilt sich auf den gewaltigen Vorderpranken wiegten und dabei den im Verhältnis zum Körper entschieden zu schwer und massig geratenen Kopf mit der unheimlichen Regelmäßigkeit eines Pendels hin und her schwangen. Es ist ja auch eine heute von allen Tierpflegern anerkannte Tatsache, daß Polartiere unser Sommerklima schlechter vertragen als Tropentiere unsere Winter, so seltsam das auch klingen mag. Trotzdem sind Eisbären schon öfters in den Tiergärten gezüchtet worden, selbst Bastarde mit Braunbären. Die Jungen sind kaum größer als alte Ratten ohne Schwanz; sie quieken wie kleine Schweine. Im allgemeinen aber wird der Eisbär älter als andere große Raubtiere, denn man hat ihm schon 30 bis 35 Lebensjahre nachgerechnet, während der Löwe es durchschnittlich nur auf 15, der Tiger auf 12, der Leopard gar nur auf 8 Jahre bringen soll. Daß es dem weißzottigen Burschen nicht an Schlauheit und Einsicht fehlt, beweisen die Hagenbeckschen Dressuren und zahllose ulkige Geschichtchen in den Tagebüchern der verschiedenen Nordpolfahrer. Die scheinbare Plumpheit des Tieres verschwindet im Wasser völlig, und auch auf festem Lande wird sie durch erstaunliche Ausdauer und gewaltige Muskelkraft mehr als ausgeglichen. Wenn man liest, wie Eisbären sich wochenlang nur von Moos, Beeren und anderen Pflanzenstoffen nähren, andere lediglich die Kadaver der von den Robbenschlägern und Walfängern abgehäuteten und ent-

Abb. 3. Eisbär.

Digitized by Google

speckten Seehunde und Wale vertilgen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß der schonungslose Vernichtungskrieg, den die immer zahlreicher ins Land der Mitternachtsonne pilgernden Nimrode gegen das schöne Raubtier führen, nicht völlig berechtigt ist.

Noch übler als dem starken Eisbären hat das Eindringen des Menschen in die eisigen Gegenden um den Pol dem Schakal des Nordens, dem Polarfuchs, mitgespielt, denn sein köstliches, wärmendes Pelzwerk reizte die Habsucht des Herrschers dieser Erde, und zwar so sehr, daß er jetzt in Nordamerika und Norwegen sich genötigt sieht, eigene Zuchtfarmen für Blaufüchse anzulegen, um der Nachfrage nach ihren inzwischen märchenhaft teuer gewordenen Pelzen wenigstens einigermaßen genügen zu können. Es gibt eine bläuliche und eine fahlgelbe Rasse; nur die letztere wird im Winter ganz weiß; diese Farbe kann aber auch konstant werden, und es handelt sich dabei nicht etwa nur um die nördlichsten Exemplare. Nach Langkavel soll die Nähe der Küste die Ausbildung der geschätzten blauen Farbe begünstigen. Das Wesen des Polarfuchses ist voll der sonderbarsten Widersprüche, der Grundzug seines Charakters aber jedenfalls eine schier unglaubliche Dummdreistigkeit. Als echter Fuchs weiß er sich übrigens in alle Lebenslagen zu schicken und begnügt sich im Notfall mit den kleinsten Felseninseln als Wohnsitz, wenn sie nur Brutplätze von Seevögeln enthalten, die ihm den nötigen Unterhalt gewähren. Durch Treibeis wird er ja oft weit verschlagen, aber er folgt auch freiwillig mit gellendem Gekläff den Zügen der Lemminge auf große Strecken. Bald sucht er den geschmeidigen Vetter Hermelin zu übertölpeln, bald stellt er den Schafherden nach, bald plündert er die menschlichen Niederlassungen, bald lädt er sich mit selbstverständlicher Unverschämtheit beim Eisbären zu Gaste, bald zerkleinert er mit scharfem Gebiß hartgefrorene Kadaver aller Art: kurz, er weiß sich immer und überall schlecht und recht durchzuschlagen. Nach Lönnberg werden Bastarde zwischen Rot- und Eisfuchs im nördlichen Schweden auch in freier Natur gelegentlich gefunden.

Vom Schakal, diesem „Hans Dampf in allen Gassen", diesem unausstehlichen Nachtsänger, will ich hier nur erwähnen, daß er den neuesten Forschungen Morgans zufolge auch heute noch in einigen Gegenden Dalmatiens regelmäßig vorkommt, namentlich auf der Insel Arbe. So viel unsympathische Eigenschaften der Schakal auch besitzt, ist er schließlich doch immer ein Schelm, dem man nie ganz gram

Digitized by Google

sein kann. Den hübscheren, hochgestellten Streifenschakal dagegen schildert Schäff als mürrisch, mißtrauisch und unzugänglich. Ein höchst anmutiges und anziehendes Geschöpf aber, das mir durch mehrjährige Eigenbeobachtungen in Nordafrika doppelt lieb und wert geworden ist, ist der Fenek oder Wüstenfuchs (Abb. 4), ein echtes Kind der Wüste, sandfarbig, hochläufig, scharfsinnig, behende, großohrig. Schon der neugierig-freundliche Blick des Auges nimmt jeden Beobachter sofort für das liebenswürdige Geschöpf ein. Aber man muß selbst, wenn die Dämmerung hereinbricht über die stille Wüste,

Abb. 4. Wüstenfuchs.

und der bleiche Vollmond sein glitzerndes Licht ausgießt über das gelbe Gewoge der Sandhügel, gesehen haben, wie der Fenek auf die niedlichen Springmäuse Jagd macht, schleichend und kriechend, die dicke, buschige Lunte ein wenig erhoben, das feine Näschen ununterbrochen witternd und schnüffelnd, die Riesenohren zu aufmerksamster Tätigkeit angespannt, das Auge funkelnd vor listiger Mordlust, jeder Zoll des leise zitternden Körpers Leben und Bewegung, Erregung und Gier, und doch wieder regungslos, wie aus Marmor gehauen oder wie aus Sand geformt, sobald das Beutetier die Nähe des Todfeindes auch nur im geringsten zu ahnen scheint: das ist in der Tat ein Anblick, den der Naturfreund fürs Leben nicht vergißt, der sich

Digitized by Google

ihm unauslöschlich in der Erinnerung eingräbt und ihn manche ausgestandene Entbehrungen und Mühseligkeiten vergessen läßt. Tiefer in Afrika, in den grasreichen Steppen und Buschwaldungen des Inneren, ist der Hyänenhund (Abb. 5) zu Hause, ein schöner, buntfarbiger, behender und in jeder Beziehung höchst anziehender Räuber, ein Jagdtier par excellence. Die alten Ägypter wußten das auch sehr wohl zu würdigen und zähmten ihn als höchst wertvollen Jagdgenossen, eine Errungenschaft, die leider späteren Zeiten wieder völlig verloren gegangen ist. Heute herrscht Todfeindschaft zwischen ihm und dem Haushunde, auf den er mit tiefster Verachtung herabsieht. Rudelweise

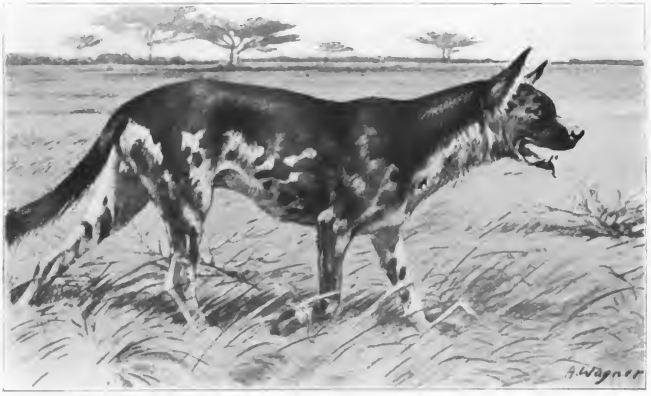


Abb. 5. Hyänenhund.

hetzen die Hyänenhunde auch die größten, schnellsten, stärksten und wehrhaftesten Antilopen mit fast unfehlbarer Sicherheit zu Tode. Eigenartig ist das helle, überaus verschiedenartig und ausdrucksvoll betonte und modulierte Gekläff dieser Tiere, merkwürdig die Gewohnheit, ihre Entleerungen gesellig nur an ganz bestimmten Plätzen in großen Haufen abzusetzen. Eine unangenehme Eigenschaft der Hyänenhunde ist ihr widerlicher Duft, der sich nicht nur dem Fleische mitteilt, sondern selbst das Fell unverwertbar macht. Auch der Wildhund Australiens, der schon viel hundeartigere Dingo, diese furchtbare Geißel der dortigen Schafzüchter, lebt mit seinen zahmen Vettern

Digitized by Google

in grimmigster Fehde. Seine glatte, lichte Behaarung, der ebenmäßige Schäferhundsbau, die hochgetragene Rute und der dreiste, selbstbewußte Gesichtsausdruck geben ihm ein recht vornehmes Ansehen.

Ein recht hübsches, körperlich wie geistig gleich gut begabtes, einen fest umgrenzten und abgeschlossenen Charakter darstellendes Tier ist auch der Korsak der Steppenländer am Kaspisee, der seinem Gebaren nach unserem Erzschelm Reineke gleicht wie ein Ei dem anderen. Er nährt sich hauptsächlich von den dortigen Zieselarten und wird seinerseits seines geschätzten Pelzwerks halber von den Eingeborenen mit Hilfe von abgerichteten Steinadlern eifrig gejagt. Der Timberwolf Nordamerikas ist ein gutes Beispiel dafür, wie Nahrung und Charakter eines Tieres sich mit den Zeiten und Verhältnissen ändern. Früher mied er die Nähe des Menschen ängstlich und hielt sich hauptsächlich an die Bisonherden, von denen er einzelne Kälber abzusprengen suchte. Seit der bedauerlichen Ausrottung der Büffel aber ist er zu einem frechen Pferdedieb geworden, der in einer Nacht oft viele Meilen zurücklegt, um eine ausgekundschaftete Pferdeherde überfallen zu können. Er jagt stets in Rudeln und ist ein Räuber von abscheulichen Manieren, ein gieriger Schlinger, der alles gräßlich zerbeißt und zerfleischt und sofort bis auf die Knochen auffrißt. Bei dem Wildreichtum des Landes finden die amerikanischen Wölfe zu jeder Jahreszeit genügend Nahrung, haben also keinerlei Veranlassung, den Menschen anzugreifen, dem gegenüber sie sich sehr feig zeigen.

Mittägliche Stille herrscht in dem unter der lastenden Sommerhitze ruhenden Tiergarten. Urplötzlich aber wird sie unterbrochen durch ein dröhnendes, aus tiefster Brust stoßweise hervorgepreßtes Donnergebrüll, das die wenigen Besucher des Gartens wie mit magischer Gewalt nach dem großen Raubtierkäfig lockt, denn keiner kann sich dem überwältigenden Eindruck entziehen, den es macht, wenn der König der Tiere ruft. Dieses imposante, aus dem innersten Körper herausgeholte, dumpfe Brüllgerolle ist es neben der königlichen Mähne des Männchens und den kraftvoll ruhigen Linien des Körperbaus wohl in erster Linie, was dem Löwen in unseren Augen den Vorrang im Tierreiche verschafft hat. Ein Stammgast des Londoner Tiergartens, der dessen sämtliche Insassen auf ihr Verhalten dem Grammophon gegenüber prüfte, fiel gänzlich ab, als er den

Digitized by Google

Löwen mit ihrem eigenen Gebrüll imponieren wollte, obwohl sie sich Musikstücken gegenüber durchaus nicht ablehnend verhielten. Als aber die Platte mit dem Löwengebrüll eingesetzt wurde, wandten die königlichen Tiere dem Apparat verächtlich den Rücken und begannen gelangweilt auf und ab zu trotten. Das künstliche Gebrüll war ihnen offenbar nicht kraftvoll und urwüchsig genug. Der Tiger, obwohl von manchem für stärker gehalten als der Löwe, verfügt nicht über diese majestätische Donnerstimme, ebensowenig die prachtvollen Löwen-Tiger-Bastarde (Abb. 6), wie sie erst neuerdings wieder Hagenbeck

Abb. 6. Löwen-Tiger-Bastard
aus dem Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen bei Hamburg.

gezüchtet hat, obwohl sie beide Erzeuger an Größe übertreffen. Sie erinnern durch die gelbliche Grundfarbe, auf der die Querstreifung nur angedeutet ist, und durch die breite Kopfform mehr an den Löwen; doch ist die Mähne des Männchens mehr eine backenbartartige Krause und ein Nackenbusch wie beim Tiger, und die für den Leu so charakteristische Schwanzquaste fehlt völlig. Diese spielt übrigens nach meinen Beobachtungen im Geschlechtsleben des Tieres als geradezu raffiniertes Reizmittel eine große Rolle, doch würde es zu weit führen, hier näher auf diesen interessanten Punkt einzugehen. Wahrscheinlich kamen noch zu Herodots Zeiten Löwen in Griechenland zahl-

Digitized by Google

reich vor, und sie sind von hier wohl weniger durch das rauher werdende Klima als durch die immer rücksichtsloser sich geltend machende Herrschaft des Menschen vertrieben worden, vor der sie ja auch jetzt wieder in ihren afrikanischen Zufluchtsstätten Schritt für Schritt zurückweichen müssen. Selbstverständlich ist aber auch der König der Tiere den wechselnden Einflüssen des Klimas unterworfen, und dies hat bei seinem geographisch immerhin noch ziemlich ausgedehnten Verbreitungsbezirk zur Bildung einer ganzen Reihe von mehr oder weniger deutlich verschiedenen Lokalrassen geführt. So hat der im trocken-heißen Mesopotamien heimische Löwe gar keine oder doch nur eine ganz kurze Mähne, wird aber dafür sehr groß, gilt übrigens trotzdem als wenig gefährlich. Auch seine Körperfarbe spielt oft in ein sehr lichtes Aschgrau hinüber. Umgekehrt ist der Löwe der Berberei durch starke Bemähnung ausgezeichnet, die sich auch bauchwärts noch fortsetzt, was beim Somalilöwen nicht der Fall ist. Hochinteressant ist es nun aber, daß in Hagenbecks Löwenschlucht in Stellingen, wo die Tiere auch den Winter im besten Gesundheitszustand im Freien verbringen, sämtliche Löwen sich nach und nach eine Bauchmähne zulegen, auch diejenigen Rassen, die sonst keine besitzen: jedenfalls eine deutliche und unverkennbare Anpassung an das Klima und für den Naturforscher ein wertvoller Fingerzeig zur Erklärung ähnlicher Erscheinungen. Auch die Stimme der einzelnen Löwenrassen scheint mir etwas verschieden zu sein; so finde ich die des Somalilöwen dumpfer, nicht ganz so gewaltig rollend und donnerartig grollend wie die des Berberlöwen, der überhaupt nach meinem Geschmack der imposanteste seiner Sippe und in seiner Art ein wirklich vollendet schönes Tier ist. Die Nase ist höher und vorn stärker abgestumpft als beim Tiger, wodurch der gewaltige Kopf gewissermaßen menschenähnlicher und uns vertrauter erscheint, wenngleich die großen, trotzigen, beerschwarzen und etwas starren Augen ihm etwas würdevoll Unnahbares verleihen, während die schöne Schwanzquaste der ganzen majestätischen Erscheinung einen beruhigenden Abschluß verleiht, der bei den anderen langschwänzigen Großkatzen fehlt. Die meisten Löwen, die wir in unseren Tiergärten sehen, sind in der Gefangenschaft geborene Exemplare, denn die Zucht des königlichen Tieres ist leicht und kann unter Umständen einen erklecklichen Gewinn abwerfen, so daß sie sich mancherorts förmlich zu einer einträglichen Industrie entwickelt hat. In der Freiheit geht der Löwe unter gewöhnlichen Umständen dem Menschen so

Digitized by Google

viel als möglich aus dem Wege. Gegen Reisebeschreibungen, wo auf jeder Seite die Löwen und Tiger dutzendweise herumspringen, bin ich nachgerade ziemlich mißtrauisch geworden und muß zu meiner Schande gestehen, daß ich selbst niemals einen Löwen in freier Natur gesehen habe, obwohl mir die Araber manchmal seine Fußspuren zeigten, und ich selbst in stiller Nacht wiederholt seinen dröhnenden Ruf vernahm, der das Herz auch des mutigsten Mannes rascher schlagen läßt. Vor allem wolle man doch nicht vergessen, daß die Großkatzen Nachttiere sind und den Tag in einem versteckten Schlupfwinkel zu verschlafen pflegen, so daß sie in der Regel mühselig genug gesucht werden müssen, wenn man ihrer bei Sonnenlicht ansichtig werden will. Unter dem Einflusse der Gefangenschaft hat sich das freilich in unseren Tiergärten so ziemlich geändert, und die Katzenarten sind dort weit mehr zu Tagtieren geworden als etwa die nächtlich lebenden Insektivoren und Nager. Nüchterne Beobachter aus unseren Kolonien neigen stark dazu, den Löwen eher für nützlich als für schädlich zu halten, und diese zunächst befremdende Auffassung muß bis zu einem gewissen Grade berechtigt erscheinen, wenn man bedenkt, daß seine Hauptnahrung dort in den die Pflanzungen so entsetzlich verwüstenden Wildschweinen besteht. Und im großen Haushalte der Natur fällt ihm die wichtige Aufgabe zu, dem überhandnehmen der Pflanzenfresser zu steuern, die sonst die ganze Vegetation vernichten würden. Verzehnfacht wird sein Nutzen oder Schaden dadurch, daß die Majestät nicht allein speist, sondern auch noch ein ganzer Stab von kriecherischen Hofschranzen sich an der königlichen Tafel den Bauch füllen möchte, wobei die Hyänen die erste Rolle spielen. Begegnungen mit dem Menschen verlaufen meist ziemlich harmlos, oft genug tragikomisch. Eine gewisse Vornehmheit des Charakters, eine unverkennbare Ritterlichkeit ist dem König der Tiere im Gegensatz zum Tiger nun einmal eigen — allen Ableugnungsversuchen zum Trotze. Wenn die Eingeborenenstämme Afrikas ihre grausamen Fehden untereinander führen, Tote und Verwundete in Busch und Wald liegen bleiben, dann hat der Löwe gute Tage und findet rasch Geschmack an Menschenfleisch. Hat er es dann erst einmal heraus, ein wie wehrloses Geschöpf der „Herr der Schöpfung" eigentlich ist, wie viel leichter zu beschleichen, zu überraschen, einzuholen und zu überwältigen als die flüchtigen Tiere der Steppe, so zieht er diese mühelose Jagd begreiflicherweise jeder anderen vor und wird zum gefürchteten „Menschenfresser", der sich

Digitized by Google

mit verblüffender Dreistigkeit die Schwarzen mitten aus ihren Dörfern herausholt. Dann ist die „Löwenplage" fertig und wird in unserer Tagespresse gebührend schauerlich aufgebauscht, so daß man zu der Meinung gelangen könnte, ganz Deutsch-Ostafrika werde demnächst von Löwen aufgefressen werden. Der Weiße ist bei alledem sehr viel weniger gefährdet. Das frechste Stücklein, das aus neuerer Zeit vom Löwen bekannt geworden ist, ist wohl der Fall, wo er von drei englischen Nimroden, die in einem auf ein Nebengeleise geschobenen Wagen der Ugandabahn auf ihn lauerten und dabei sträflicherweise eingenickt waren, sich einen durchs Fenster herausholte und mit ihm im Gestrüpp verschwand, ehe noch die beiden erschrockenen Gefährten des Unglücklichen recht zur Besinnung gekommen waren.

Trotz seiner herrlichen Fellzeichnung wird der Tiger dem vorurteilslosen Beobachter immer wesentlich unsympathischer erscheinen als der Löwe, denn es fehlen ihm dessen majestätische Würde und königlicher Anstand, sein aufrechter, gerader und zuverlässiger Charakter, fast hätte ich gesagt seine Mannhaftigkeit. Kraft und Gewandtheit freilich geben sich reichlich genug zu erkennen in seiner straffen, prachtvoll abgerundeten Erscheinung, aber der lauernde Blick des flackernden Katzenauges und die schleichende Haltung verraten doch immer die wilde, launische Bestie voll Gier, Grimm, Tücke und Blutdurst. Seit Ausbreitung des Hinterladers und namentlich des Repetiergewehrs ist der Tiger dem Menschen gegenüber allerdings erheblich zurückhaltender, schüchterner und furchtsamer geworden. Früher aber fiel er auch ungereizt oft genug frech über den erstbesten Menschen her und kümmerte sich wenig um Feuer, Tamburin, Horn, Rakete und allerlei Lärminstrumente, womit man ihn zu schrecken suchte. Dafür liegen hinlänglich beglaubigte Berichte aus Indien in überreicher Anzahl vor. Auch heute noch gilt die Tigerjagd mit Recht für viel gefährlicher als die Löwenjagd, und das Ende dieses erbitterten Kampfes zwischen Mensch und Tier ist noch gar nicht abzusehen. Nicht einmal den geographischen Verbreitungsbezirk der furchtbaren Bestie hat der Mensch bisher wesentlich einzuschränken vermocht. Eher könnte man vielleicht noch sagen, daß sie im Gefolge des Menschen und seiner Herden die früheren Grenzen in neuerer Zeit hier und da erheblich überschritten hat. Ich selbst traf den Königstiger ganz unvermutet im russisch-afghanischen Grenzgebirge und habe ihm hier, nur mit der Vogelflinte bewaffnet, in einem engen,

Digitized by Google

steilen Felspaß auf kurze Entfernung gegenübergestanden — wie lange, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich diese angstvollen Augenblicke nie vergessen werde, und daß es eine Ewigkeit zu dauern schien, bis die grimmige, leise vor sich hin knurrende Bestie endlich den Rückzug antrat, während ich mich wohlweislich so still und ruhig verhielt wie eine Bildsäule und kein Glied zu rühren wagte, das Herz aber mir bis oben zum Halse hinauf hämmerte. Selbst für den weniger geschulten Blick des Laien ist die helle, große, massig gebaute Festlandsrasse des Tigers leicht zu unterscheiden von der kleinen, dunklen, großbärtigen Inselform und von den kraftvollen, langhaarigen Sibiriern. Letztere sind wohl die interessantesten. Am Amur und Ussuri stellen sie hauptsächlich den Pferdeherden nach, namentlich den Füllen, und Hunde erscheinen ihnen als ein begehrter Leckerbissen. Der Erfolg der Jagd hängt vom ersten Sprunge ab; die Tatzenschläge verursachen fürchterliche Wunden (es ist aber eine Fabel, daß diese schwerer heilen sollen als andere), und die unglaubliche Kraft der Kinnladen zerstört beim ersten Bisse den Nackenwirbel, was den fast augenblicklichen Tod des Opfers zur Folge hat. Bei der kargen Natur dieser einsamen Gegenden dürfen die Tiger übrigens nicht allzu wählerisch sein. So sollen sie selbst Vogeleier verzehren, und sicher ist, daß sie bei starkem Hunger schon ziemlich faules Aas angehen, sogar Tote der eigenen Art — unter Umständen den eigenen Gatten — nicht verschonen, also zu Kannibalen werden, was auch vom Irbis berichtet wird. Das mächtige, muskulöse Tier überspringt 3 m hohe Hindernisse mit Leichtigkeit, vermag aber ebensowenig zu klettern wie der indische Tiger.

Die Großkatze der Neuen Welt, der Jaguar, kann trotz der hübschen Fleckenzeichnung seines Fells gegenüber den Vettern aus Asien und Afrika nicht recht aufkommen, denn er ist viel plumper gebaut, die Füße sind zu kurz, und der meist vorhandene Hängebauch wirkt vollends unschön. Dafür ist er ein ebenso gewandter Schwimmer wie Kletterer, der seine Jagden bis ins Wasser und auf die Baumwipfel ausdehnt, wo er sich die Brüllaffen wegholt. Grenzenlose Verwegenheit ist der hervorstechendste Zug seines Charakters, und er ist deshalb keineswegs so ungefährlich, wie aller Romantik abholde Forscher es haben glauben machen wollen. Erst in neuester Zeit sind wieder mehrere sicher verbürgte Fälle bekannt geworden, wo er spielende Kinder der Kolonisten aus Höfen und Gärten am hellen

Digitized by Google

Tage weggeschleppt hat. Hat er Hunger, so steigert sich seine Raubgier zur Tollkühnheit; ist er satt, so läßt er sich von jedem kläffenden Köter auf einen Baum treiben und dort bequem herunterschießen.

Ähnliche Widersprüche finden sich auch im Charakter des gleichfalls amerikanischen Puma oder Silberlöwen. Er kneift mit erbärmlicher Feigheit vor dem elendesten Dorfköter und läßt sich von den Gauchos fast widerstandslos erdrosseln, raubt aber trotzdem gelegentlich Kinder aus den Ansiedlungen. Jedenfalls ist auch er eine prächtige, jederzeit sprungbereite und angriffslustige Katze, die sich in alle Verhältnisse zu schicken weiß, in allen Sätteln gerecht und in allen Künsten und Kniffen des Räuberhandwerks bewandert ist, voller Gewandtheit und Kraft in allen Lebenslagen. Fauchig, katzbürstig und ungemütlich zeigt er sich aber immer, selbst bei den Paarungsspielen. Sein charakteristischer Ruf „Chaau" klingt recht katzenartig. Große silbergraue und kleine rötliche Stücke stellen die Extreme seiner körperlichen Entwicklung dar.

Da ist der Leopard der Alten Welt denn doch noch ein ganz anderer Kerl, sozusagen die Katze in ihrer höchsten Vollendung. Die Körperformen sind von vollendeter Schönheit, Rundung und Harmonie — sie sehen wie modelliert oder gedrechselt aus —, aber die allzu bunte Fleckenzeichnung verwirrt und beunruhigt ein wenig das Auge, weshalb mir die schwarzen Panther mit ihren unglaublich geschmeidigen Bewegungen am schönsten erscheinen wollen. Es sind übrigens lediglich Melanismen, nicht etwa eine eigene Art. Als Lokalrassen hat man dagegen die großen, schweren Panther des indischen Festlandes mit dunkler Grundfarbe und großen Rosetten und die kleinwüchsigen der malaiischen Inselwelt mit heller Grundfarbe und kleinen Rosetten aufzufassen. Den afrikanischen Leopard halte ich vom asiatischen Panther nicht für artlich verschieden, sondern betrachte beide nur als Subspezies ein und derselben Art. Der Charakter des Tieres ist nicht nur, wie es sich einem so hoch entwickelten Geschöpfe geziemt, individuell, sondern auch, wie Vosseler es so bezeichnend ausgedrückt hat, „stammweise" sehr verschieden. Im südlichen Marokko wird der Leopard mehr gefürchtet als der Löwe, zum mindesten mehr gehaßt, denn er richtet dort wirtschaftlich zweifellos viel beträchtlicheren Schaden an. Ich selbst sah dort die Überreste eines arabischen Jägers, der samt Pferd und Hund von einem Leopardenpaar zerrissen worden war. Aber oft treten Neugier und naive

Digitized by Google

Frechheit an die Stelle von Grausamkeit und Blutgier. In Deutsch-Ostafrika begleitet er nach Vosseler nächtliche Wanderer im Urwalde oft lange Strecken weit, ohne irgendwelche böse Absicht zu verraten, obschon ein solch unerbetenes Geleite unheimlich genug sein muß; oder er erscheint am hellen Tage wie hergezaubert mitten in den Dörfern, läßt sich aber schon durch Weibergeschrei leicht wieder verscheuchen. Angeschossen aber offenbart der Leopard überall seine ganze grimmige Wildheit und verwegene Kraft, und die rabiate Bestie richtet dann den Gegner fürchterlich zu, wenn sie ihn zu packen bekommt. Nächtliche Streifzüge in die Dörfer gelten nicht dem Menschen an sich, sondern seinem treuesten Haustier, dem Hund, dessen Fleisch die ausgesprochene Lieblingsnahrung des Leoparden bildet. Dann zeigt er sich als das, was er im Grunde seines widerspruchsvollen Wesens ist, — als ein höchst geschickter Einbrecher, dessen Kühnheit und Verschlagenheit nur noch von seiner verblüffenden Muskelkraft übertroffen werden. Im Berliner zoologischen Garten hatte ich unlängst meine Freude an den zärtlichen Paarungsspielen, dem innigen Sicheineinanderschmiegen und dem kosenden Abschlecken eines Leoparden-Liebespaares, und ebenda sah ich auch einen sehr interessanten Mischling zwischen Leopard und Puma. Ein ganz prachtvolles Tier ist der neuerdings mehrfach in unsere zoologischen Gärten gelangte Schneepanther oder Irbis aus den Hochgebirgen Innerasiens, wo er den wilden und zahmen Schafen und Ziegen, ganz besonders aber den Moschustieren nachstellt, während er den Menschen niemals angreifen soll. Sein langer, buschiger Schwanz gereicht ihm zur höchsten Zierde, und sein dichtes, fast wolliges Haar weist deutlich auf die Nachbarschaft von Firnen und Gletschern hin.

Die zahlreichen kleinen Katzenraubtiere Südamerikas haben alle einen sehr gestreckten Körperbau, der bei der kleinsten Art, der Eyra, schon mehr ins Marderartige übergeht. Als Nordamerikaner sei noch der Grauluchs erwähnt, von vorn gesehen ein überaus kraftvolles Tier, dessen Hinterfront aber etwas schwächlich anmutet und sich überdies so ausnimmt, als sei von boshafter Hand die größere Hälfte des Schwanzes abgehackt worden. In den Gewohnheiten seines menschenscheuen, in finsterer Zurückgezogenheit verbrachten Daseins gleicht er ganz dem europäischen Luchs. Wie dieser, reißt er seinem Opfer regelmäßig den Kopf ab. Er überfällt es in kurzem Sprunge und schlägt mit den nadelspitzen, fast zollbreiten Krallen die Schlagader

Digitized by Google

durch oder besorgt dies mit einem einzigen Biß. Frisch strömendes Blut dünkt ihm des Lebens höchster Genuß, und in wilder Gier saugt er es bis zum letzten Tropfen aus. Dann werden vielleicht noch die zartesten Stücke vom Brustkern und Schulterblatt sorgfältig aus der Haut herausgeschält und sauber und zierlich mit rechten Feinschmeckermanieren verspeist. Den blutleeren Kadaver aber läßt der kühne Räuber dem Pöbel des Urwaldes zum Fraße liegen, ohne sich weiter

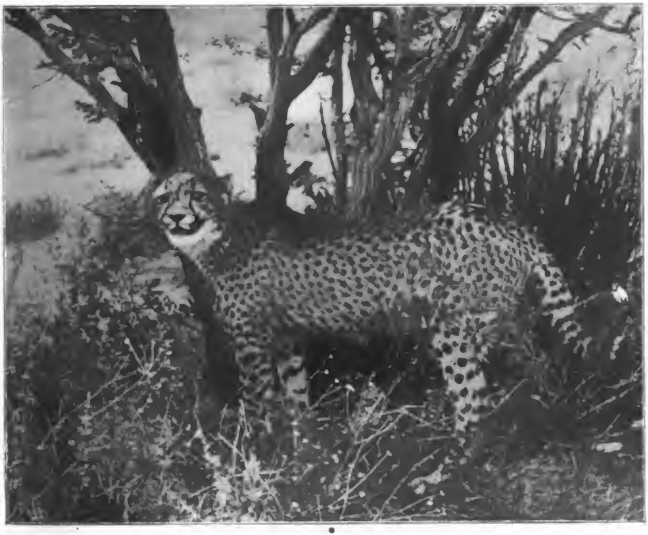


Abb. 7. Baumgepard (Südwestafrika).

darum zu kümmern, und gerade diese wenig haushälterischen Eigenschaften sind es, die ihn zu einem der ärgsten Wildverwüster stempeln.

Im schärfsten Gegensatze zu der finsteren, blutdürstigen Luchsnatur steht das spielerisch-zutrauliche, fast schmeichlerische Wesen des Gepard (Tafel I und Abb. 7), dessen heiter-freundlicher, gutmütig-offenherziger Gesichtsausdruck so gar nichts von Katzenfalsch und Raubtierwildheit hat, sondern schon mehr an den Hund erinnert. Auch seine hohen Beine wirken sehr auffällig und nehmen ihm trotz des getüpfel-

Digitized by Google

ten Fells von vornherein alles Pantherhafte, und an die Katzennatur erinnert eigentlich nur noch sein behaglich spinnendes Schnurren. Die hohen Beine hat er auch nicht umsonst, denn auf kürzere Entfernungen dürfte er eines der schnellsten Säugetiere sein. Seine Ausdauer freilich hält damit nicht Schritt, denn der Araber holt ihn nach vielstundenlangem Wettlauf schließlich in völlig ausgepumptem Zustande ein und gibt ihm den Rest. Sein Wildbret wird nämlich in Nordafrika seines Wohlgeschmackes halber hochgeschätzt, und ich kann versichern, daß es in der Tat vorzüglich ist. Allbekannt dürfte sein, daß dieses gutmütige Raubtier in seiner Heimat vielfach auch gezähmt und zur Jagd auf Gazellen und Antilopen abgerichtet wird, wobei es vorzügliche Dienste leistet.

In Indien gelten diese Jagden meistens der Hirschziegenantilope (Tafel I), einem der gewöhnlichsten, aber vielleicht dem schönsten und anmutigsten Tiere dieses Wunderlandes, das dort in großen, mitunter nach Tausenden zählenden Herden herumschweift. Ich kann mir ungefähr vorstellen, welchen ästhetischen Hochgenuß der Anblick einer solchen Riesenherde dieser zierlichen und liebenswürdigen Geschöpfe hervorrufen muß, denn noch wirkt lebhaft das Entzücken in mir nach, das ich vor einigen Monaten empfand, als der alte Hagenbeck in Stellingen an einem feuchtkalten Dezembertage vor einem ziemlich primitiven Verschlag in die Hände klatschte, und auf dieses Zeichen plötzlich im Galopp wohl 50 der reizenden Tiere zum Vorschein kamen, darunter auch ein paar prächtige, schwarzweiße Böcke mit lang gewundenen Gehörnen. Für Parkbesitzer sind diese schönen Antilopen — gleich ausgezeichnet durch anmutsvolle Bewegungen wie lebhafte Färbung und stattliche Gehörne — um so mehr zu empfehlen, als sie sich unschwer züchten lassen; das Weibchen geht übrigens nur sechs Monate trächtig und nicht neun, wie Brehm irrtümlich angibt. Die große Familie der Antilopen ist ja überhaupt überreich einerseits an zierlichen und anmutigen, andererseits an grotesken und absonderlichen Formen. Die niedlichste von allen ist wohl die allerliebste Zwergantilope, die man am liebsten als Kinderspielzeug empfehlen möchte, wenn sie nicht gar so zart und zerbrechlich aussähe. Im Berliner zoologischen Garten wird sie bezeichnenderweise in einem großen, verglasten Vogelkäfig gehalten und hat sich hier sogar fortgepflanzt. Erregt der liliputanerhafte, fein gegliederte, durch und durch rassige Kameruner an sich schon das Entzücken jedes Besuchers, wenn er auf

Digitized by Google

kaum bleistiftdicken Läufen unter fortwährendem Zucken und Wippen des verhältnismäßig langen Wedels behutsam und ängstlich-schüchtern, als fürchte er sich, mit dem Schmutz dieser profanen Welt in Berührung zu kommen, in seinem Käfig herumtrippelt, so mutet das nur meerschweinchengroße Junge geradezu wie das Taschenformat einer Antilope an. Und doch ist es bei aller Kleinheit im Verhältnis zu seinen Eltern ziemlich groß und bestätigt damit die alte Regel, daß kleine Tiere im Verhältnis größere Junge zur Welt bringen als ihre größeren Verwandten. Auch ist der Rücken der Zwergantilope verhältnismäßig breit und fleischig und steht so nicht im rechten Ebenmaß zu dem langgezogenen, trockenen Rehkopf. Die Hinterbeine werden beim Gehen im Fußgelenk sehr stark gebeugt, wodurch die Bewegungen etwas Ungeschicktes, Hilfloses, übertrieben Ängstliches erhalten, als getraue sich das furchtsame Tierchen gar nicht recht, auf dieser schnöden Erde fest aufzutreten. Das seidenweiche Fellchen, das spitze Schnäuzchen mit der langen Leckzunge und namentlich die übermäßig großen, unendlich sanft und demütig blickenden Augen verstärken noch diesen zärtlichen, verschüchterten Eindruck. Den Preis der Anmut und Schönheit im Antilopengeschlecht möchte ich deshalb doch lieber der schlanken, schmucken Gazelle (Tafel I) reichen, denn ihr bloßer Anblick ist schon ein wirklicher Hochgenuß, der durch nichts beeinträchtigt und vermindert wird, wenn sie auf federnden, zierlich behuften Läufen mit vollendeter Anmut und unübertrefflicher Zierlichkeit durch Wüsten, Steppen und Mimosenhaine tänzelt. Der zutrauliche, unschuldvolle Blick ihrer mandelförmigen, dunklen Mädchenaugen macht uns dieses zierliche, feingegliederte Kind der Wüste nur noch liebenswürdiger. Selbst der rauhe Araber weiß ihre Schönheit zu schätzen, denn mit nichts vergleicht er die Reize seiner Geliebten lieber als mit denen der schlanken Gazelle. Und ihr Betragen steht mit der bestechenden Schönheit des Körpers und der Grazie der Bewegungen voll im Einklang: sie ist das Urbild eines behaglich sich selbst genießenden Wesens. Auf kein Tier habe ich während meines jahrelangen Trapper- und Jägerlebens so schwer die todbringende Flinte richten können wie auf die Gazelle, die etwas so eigenartig Mädchenhaftes und Jungfräuliches an sich hat. Jammerschade, daß sie unser Klima so schlecht verträgt und deshalb für unsere Tierparke ganz und gar ungeeignet erscheint, zumal sie als ausgesprochenes Gefühlstier offenbar auch unter Heimweh und Vereinsamung zu leiden hat.

Digitized by Google

Wie ganz anders mutet da die mächtige Elenantilope (Tafel II und Abb. 8) an, bei der schon eher an eine Akklimatisation zu denken wäre, wozu man in England in der Tat ernstliche Versuche gemacht hat. Lohnend wäre ihr Gelingen ganz gewiß, denn das Fleisch des Tieres steht an Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit dem des Rindes nicht nach, und das Fell liefert ein hochgeschätztes, weiches Leder. Die Kraft des Ochsen vereinigt sich, wie Gustav Jaeger sich prächtig ausdrückt, bei dieser gewaltigen Antilope mit der Schnelligkeit des Pferdes, und es

Abb. 8. Junge Elenantilope (Deutsch-Südwestafrika).

muß einen überwältigenden Anblick gewähren, eine Herde dieser riesigen und doch so schnellfüßigen Geschöpfe über die freie Steppe jagen zu sehen. Auch die in unserer südwestafrikanischen Kolonie vorkommende, durch lange Ohren und eigentümliche Zeichnung des Vorderkörpers ausgezeichnete Pferdeantilope (Abb. 9) ist ein sehr stattliches Tier, da sie eine Länge von 3 m und eine Schulterhöhe von $1^1/_2$ m erreicht.

Zeigen sich bei der Elenantilope unverkennbare Anklänge an das Rind, so bei der Nilgau-Antilope ebensolche an Pferd

Digitized by Google

Afrikanische Antilopen (Kuduantilope, Gnu, Elenantilope und Säbelantilope).

(Nach einer Originalzeichnung von Professor Ad. Wagner, Cassel.)

Digitized by Google

Digitized by Google

und Hirsch und daneben noch sehr viel originelle Eigenart. Das große Tier ist der verschiedensten Stellungen fähig und erinnert dabei bald an einen edlen Hengst, bald an ein ganz gewöhnliches Schwein. Blinde Schreckhaftigkeit und zügellose Leidenschaft, die selbst zu Bosheit und Tücke ausarten kann, sind die Grundzüge ihres echt tropischen Charakters. „Mit hoch erhobenem, fächerartig ausgebreitetem Schweif durchmißt sie den Park in langgestrecktem, elastischem Trab. Jetzt wirft sie sich auf die Knie, durchpflügt mit ihren kurzen Hörnern den Boden und wirft Steine und Rasenfetzen in die Luft. Es muß prächtig sein, zwei Stiere kämpfen zu sehen, wenn sie, auf die Knie geworfen, einander näherücken mit gesenktem Gehörn, wenn sie wieder aufspringen, wie von einer Feder geschnellt, um dem Stoße auszuweichen, und Mann gegen Mann sich schieben und drängen, daß die Staubwolken aufwirbeln." (G. Jaeger.)

Abb. 9. Pferdeantilope (Caprivizipfel).

Die prachtvolle Säbelantilope besitzt eine Waffe furchtbarster Art in ihren langen, gebogenen, spitzigen Hörnern, eine Waffe, die selbst dem grimmen Löwen gefährlich zu werden vermag. Diese Antilope ist von tropischer Wildheit und unbändigem Naturell, der brünstige Bulle unter Umständen ein recht gefährlicher Kumpan, der nach Art vieler horn- oder geweihtragender Wiederkäuer auch die eigenen Weibchen oft mit seitwärts geführten Hornstößen in der abscheulichsten Weise mißhandelt, um sie seinen Gelüsten gefügiger zu machen. Ein ähnliches, meterlanges, aber gerades Gehörn trägt auch die stolze, etwas abschüssig gebaute Beisa- oder Oryxantilope. Ebenso ist dem stattlichen Kudu (Tafel II und Abb. 10) ein herrlicher, in langen Schrauben aufwärts gewundener Kopfschmuck eigen. Weniger gefällt

Digitized by Google

die Zier des südafrikanischen Riedbocks, denn die nach vorn gebogenen Hörner wirken auf unsere Augen zu ungewöhnlich. Das Kudugehörn ist wohl überhaupt das mächtigste im Antilopenreiche, sein Träger größer als ein Hirsch, aber leichter als ein Elch, äußerst anpassungsfähig und allen Beschwerden gewachsen, weshalb er in seiner Heimat nur ausgesprochenen Wüsten und Sümpfen fehlt. In der Regenzeit findet der Kudu an Gräsern und Kräutern sowie den Knospen und Blättern der Schirmakazien auf frisch ergrünter Steppe reichliche

Abb. 10. Junges Kudu.

Äsung, aber in der Trockenzeit wird bald Schmalhans Küchenmeister, und die schönen Tiere magern daher erbärmlich ab. Von Hunger und Durst gepeinigt, schweifen sie dann ruhelos über die ausgedörrten Flächen, ohne bestimmte Wechsel einzuhalten, und nur während der heißesten Mittagsstunden dürfen sie sich eine kurze Rast vergönnen. Am liebsten im freieren Hügellande sich tummelnd, erklimmen sie doch auch steile Berglehnen und überspringen hohe Hindernisse. Äußerst scharfsinnig und mißtrauisch, achten sie sehr wohl auch auf die Warnungsrufe der Vögel, besonders die der Raben. Und sie haben auch alle Ursache, auf der Hut zu sein, denn wo sie sich im Bereich

Digitized by Google

des Menschen blicken lassen, sind sie alsbald Gegenstand der eifrigsten Jagd. Weiß man doch nicht nur ihr Wildbret und ihr Fell zu schätzen, sondern auch die herrlichen Hörner als Pulver-, Salz- und Honiggefäße, Tabaksbeutel und Trompeten zu verwerten. Die gewöhnliche Stimme des Kudu ist ein dumpfes Blöken, aber sein Brunftruf dröhnt mächtiger als der des stärksten Hirsches über die freie, tierwimmelnde Steppe.

Die unschönsten Antilopen beherbergt Nordasien, denn es fehlt den dortigen Arten ganz und gar die zierliche Eleganz, die federnde Anmut ihrer gleichgroßen tropischen Vettern. Bei der Kropfantilope wirkt der große, kropfartige Kehlkopf des Männchens im Verein mit dem ungewöhnlich hohen Nasenrücken geradezu häßlich. Im übrigen freilich ist dieses seltsame, schlanke, etwas mehr als rehgroße Charaktertier der mongolischen Steppen interessant und anziehend genug. In großen Herden durchschweift es ruhelos und wanderbedürftig, fortwährend unstet auf der Wassersuche, die weiten, trostlosen Ebenen seiner Heimat, die scharf witternde Ramsnase alle Augenblicke sichernd gegen den Wind erhoben. Naht sich Gefahr, so veranlaßt der gellende Warnungspfiff des Leittieres alles blindlings zu kopfloser Flucht, und die dabei einmal eingeschlagene Richtung wird wahllos beibehalten, auch wenn sie unmittelbar ins Verderben führt. Zeigt schon dieses unvernünftige Gebaren viel Schafsartiges, so noch mehr bei der Saiga, die mit ihren haustierartigen Körperformen und der ungeheuerlichen Ramsnase auch äußerlich stark an unseren Wollenlieferanten erinnert. Ich halte sie für die häßlichste aller Antilopen, zumal auch die kleinen, weit auseinander gestellten, blaß gefärbten Hörner selbst dem Bocke nur einen recht unansehnlichen Schmuck verleihen. Das Benehmen dieser in Haltung und Bewegung ebenfalls wenig ansprechenden Antilope, die ihren Verbreitungsbezirk in den südrussischen Steppen auch über Europas Grenzen vorschiebt, wird am besten mit den Worten „unberechenbar" und „dummscheu" gekennzeichnet.

Höchst absonderliche Geschöpfe sind nun aber die hauptsächlich in Südafrika heimischen Gnus (Tafel II), jedenfalls ein merkwürdiger Sammeltypus: vorn Stier, hinten Pferd, unten Antilope. Und mit dieser körperlichen Zwittergestalt steht auch das närrische Gemisch von Laune und Mutwillen, Bosheit und Griesgrämigkeit, das ihr geistiges Wesen ausmacht, im vollsten Einklang. Schön sind die Gnus gewiß

Digitized by Google

nicht, am allerwenigsten von vorn gesehen. Der große massige Kopf, der viel zu dicke Hals und die struppige, nach aufwärts gerichtete Mähne wollen gar nicht zu dem dünnen, langen Schweif und den zierlichen Hufen passen. Die immer weiter in den schwarzen Erdteil sich einfressende Zivilisation und der in ihrem Gefolge alle Tierparadiese verheerende Schießsport hat leider auch diesen eigenartigen Pflanzenfressern schon recht übel mitgespielt. So ist das Weißschwanzgnu heute in Südafrika fast ausgerottet, glücklicherweise aber noch in den Tiergärten vorhanden, und namentlich der berühmte Züchter Blaauw hat es mit großem Erfolge zur Fortpflanzung gebracht und viel Freude an seinen Schutzbefohlenen erlebt. „Wunderschön sind die Gnus in ihren Bewegungen, und wenn abends nach einem heißen Tage die Herde sich in Bewegung setzt, die Kälber voran, und in den wunderbarsten Gangarten, bald Schlangenlinien, bald Ellipsen, bald Kreise beschreibend, sich tummelt, dann geht alles oft so schnell, daß das Auge den Einzelbewegungen kaum zu folgen vermag. Man kann sich an dem wunderbaren Schauspiel nicht müde sehen.“ Durch die Brunst werden die Bullen gewaltig erregt, stoßen weithin hörbare Schreie aus, legen eine wahrhaft viehische Leidenschaftlichkeit an den Tag und gefährden mit den nadelscharfen Spitzen ihrer Hörner sowohl die Weibchen wie ihre Wärter auf das ernstlichste. Der Umgang mit einem bösartigen Gnubullen muß um diese Zeit geradezu als lebensgefährlich bezeichnet werden. Auch im Kampfe ums Dasein in freier Natur dürften die Gnus ihren Mann stellen, denn das Wasser können sie, ebenso wie die Oryxantilopen, wochenlang entbehren, so lange noch Gras vorhanden ist, und von tierischen Feinden kann diesen wehrhaften Gesellen wohl nur der Löwe gefährlich werden, schwerlich noch der Leopard.

Als vermittelndes Übergangsglied zwischen Hirschen und Antilopen ist für den Naturforscher die mit einem dicht über den Augen entspringenden und senkrecht nach oben gestellten Gehörn versehene Gabelantilope (Abb. 11) aus Nordamerika und Mexiko, die man richtiger Hirschgemse nennen sollte, von ganz besonderem Interesse. Dieses prächtige Prärietier kataxochen hat den Kopf eines Hirsches und Drüsen wie eine Ziege, ist giraffenhufig, schafshaarig und von fabelhafter Schnelligkeit. „Ein Hurra,“ ruft Audubon begeistert aus, „für die endlose Prärie, und ein Hurra für die flinken Antilopen, wie sie von dannen sausen vor dem

Digitized by Google

Jäger wie ein Meteor oder ein Blitz, jetzt einen Augenblick sichtbar, jetzt verschwunden auf welligem Boden und im schlanken Gras, bald wieder auftauchend schon in weiter Ferne auf jenem Hügel dort." So vorsichtig, scharfsinnig und schnellfüßig die Gabelantilopen sonst auch sind, so grenzenlos ist doch andererseits ihre Neugierde, und das lockt sie oft genug ins Verderben. Die indianischen Jäger machen sich das insofern zunutze, als sie sich auf den Rücken legen und mit den Füßen strampeln, an denen sie allerlei bunte Lappen befestigt haben, und der ungewohnte Anblick bringt dann die neugierigen Tiere dazu, sich unvorsichtig auf Bogenschußweite zu nähern. Erblicken die Gabelantilopen sonst einen sich anschleichenden Menschen, so starren sie eine Weile wie hypnotisiert nach ihm, stampfen laut und erregt mit den Läufen auf, vollführen dann die sonderbarsten Luftsprünge, indem sie sich mit allen vieren zugleich in die Höhe schnellen und dabei einen gewaltigen Katzenbuckel machen, und eilen schließlich in rasendem Galopp davon. Das Merkwürdigste an ihnen aber ist die Tatsache, daß sie die Hornscheiden ihres gemsenartigen Kopfschmucks alljährlich regelmäßig abwerfen, also, obwohl Hohlhörner, in dieser Beziehung den Hirschen gleichen. Freilich handelt es sich im Grunde nur um einen mit dem Haarwechsel zusammenfallenden Häutungsprozeß, der als solcher dem Tiere im Gegensatz zu dem Geweihwechsel der Hirsche und Rehe auch gar keine Beschwerden macht. Nach Marshall, der eine überaus klare Darstellung dieser den Naturforschern zuerst unglaublich erscheinenden Tatsache gegeben hat, sind die Hörner anfangs behaarte

Abb. 11. Kopf der Gabelantilope.

Digitized by Google

Stirnzapfen, auf denen sich im ersten Jahre zunächst eine einfache Hornscheide und im folgenden eine solche mit Vorderzinken entwickelt. Das ganze Horn nimmt von Jahr zu Jahr an Größe und Stärke zu. Beim Abwerfen, das sehr langsam vor sich geht, wird die Hornscheide nach und nach gelockert, und dadurch wird es ermöglicht, daß sich auf dem sie tragenden Zapfen eine neue Haarbedeckung zu entwickeln anfängt. Die Hornscheide ist infolgedessen für das Tier gewissermaßen schon zu einem Fremdkörper geworden, der in keiner organischen Verbindung mehr zu seinem Leibe steht. Der Zapfen ist übrigens nicht so dick und lang wie bei anderen Hohlhörnern, und die Hornscheide sitzt ihm auch an sich viel loser auf.

Um nun zu den Hirschen selbst überzugehen, so ist mir — soweit meine Eigenerfahrung reicht — keine exotische Art bekannt; die es an Stärke, Fülle und Tiefe des grollenden Orgeltons im Brunstruf, der das Herz unserer Jäger vor Wonne erschauern läßt, mit einem guten Ungar- oder Karpathenhirsch aufnehmen könnte. Selbst der imposante Wapiti Nordamerikas, der bei uns vielfach zum Zwecke der Geweihverbesserung mit Rothirschen gekreuzt worden ist, so mit besonderem Erfolg in den berühmten Plesser Revieren, oder der gewaltige Maral Ostasiens reichen in dieser Beziehung kaum an unsere edelste Wildgattung heran, von den kleineren Formen ganz zu geschweigen. Den Maral hörte ich im letzten Herbst im Berliner Garten und notierte mir seinen Brunstruf als „häßliches, rinderartiges Gestöhn", während der des Wapiti mehr hoch und gellend klingt. Und trotzdem diese beiden prachtvollen Riesenhirsche während der Brunst bisweilen wie wahnwitzig mit vielsprossigem Geweih den weichen Erdboden bearbeiten oder in blinder Wut gegen das Gitter anrennen, will es mir doch erscheinen, als ob ihre wilde Leidenschaft weniger echt und weniger feurig sei als beim Rothirsch, ja als ob ihr wenigstens beim Maral sogar etwas Asiatisch-Phlegmatisches anhafte. Von asiatischen Formen sei hier nur noch erwähnt der zierliche, weiß getüpfelte, ein sehr schlankes Geweih tragende Axishirsch Indiens, der förmlich zum Parkwild erschaffen zu sein scheint und als solches z. B. auch in Ludwigsburg schon seit vielen Jahrzehnten in stattlicher Anzahl gehalten wird. Schade nur, daß viele Tiere ihre Kälber immer noch mitten in unserem Winter absetzen und sie dadurch von vornherein einem frühen Ende weihen. Viel plumper und schwerfälliger mutet der dickleibige, speckrückige, grob behaarte Schweins-

Digitized by Google

hirsch Indiens an. Der erst neuerdings in unsere Gärten gelangte Mandschurenhirsch (vielleicht nur eine Subspezies des bekannten japanischen Sikah) ist ein Charaktertier der mandschurischen Wälder, namentlich da, wo viel Unterholz vorhanden ist. Sein unfertiges Geweih liefert eine teuer bezahlte chinesische Medizin.

Ein Südamerikaner ist der verhältnismäßig plumpe, fast an einen Muffion erinnernde, dabei aber überraschend gewandte Andenhirsch, der im Gebirge bis 3500 m aufwärts geht, aber nur selten zu uns gelangt. Er ist anspruchslos, gegen Unbilden des Klimas wenig empfindlich, und die geringe Entwicklung seiner geistigen Eigenschaften steht mit seinem gemächlichen Wesen im Einklang. Gleichfalls in Südamerika heimisch ist der zutrauliche und gutmütige, fuchsrote, etwa edelhirschgroße, aber des „Spiegels" entbehrende Sumpfhirsch, der sich hinsichtlich der Äsung mehr an Baumblätter als an Gras und Kräuter zu halten pflegt. Er ist der dem Sumpf- und Wasserleben angepaßte Hirsch und hat als Beweis dafür eine Hefthaut zwischen den weit gespreizten Zehen. Träge liegt er während der heißen Tagesstunden im Wasser und läßt nur Windfang, Lichter, Lauscher und das wunderliche Sprossengeweih herausragen. Dieses ist ungemein scharfspitzig, sehr schwer, glatt, gelb, matt glänzend wie Wachs.

Der Hirsch des Nordens, das Renntier, mit dem dünnen, zweigartig veräftelten Geweih bei beiden Geschlechtern, das in gezähmtem Zustande den armen Lappländern zum unentbehrlichsten und nützlichsten Haustier geworden ist, ist so bekannt, daß ich wohl nichts weiter darüber zu sagen brauche und nur hinzufügen möchte, daß es neuerdings erfolgreich und sehr zum Segen des Landes auch in Alaska eingebürgert wurde, und daß ich auch Einbürgerungsversuche auf geeigneten Hochländern Mitteleuropas, wo es nicht an den dem Ren zur Nahrung dienenden Moosen und Flechten fehlt, für keineswegs aussichtslos halte, zumal es ja zur Zeit des Urmenschen hier überall vorkam. Infolge der Mode gewordenen nordischen Jagdexpeditionen haben auch unsere deutschen Nimrode jetzt vielfach Gelegenheit, wilde Rens zu jagen, und sie versichern übereinstimmend, daß die eigentümliche Schutzfärbung dieser Tiere zu allen Jahreszeiten von ganz vorzüglicher Wirkung sei. Die zierlichen, wie Rehgeißen anmutenden Moschustiere aus den felsigen Hochgebirgen von China und Tibet haben weder Geweih noch Tränengruben, aber die Männchen lang hervorragende Eckzähne im Oberkiefer und in der Nabelgegend einen

Digitized by Google

charakteristischen, den bekannten Riechstoff Moschus absondernden Beutel. Dem teuer bezahlten Moschus zuliebe werden die hübschen Tiere eifrig gejagt und sind dadurch ungemein scheu geworden, obschon sie sonst geistig keineswegs besonders begabt sind. Der stark duftende, für zivilisierte Nerven meist nicht übermäßig angenehme Moschus ist zu Lebzeiten des Tieres salbenartig, trocknet aber nach dem Tode zu einer pulverigen, braunroten, später nachdunkelnden Masse ein.

Ihres langweiligen und unerschütterlichen Phlegmas halber sind die Rinder im allgemeinen ein wenig anziehendes Geschlecht für den Tierbeobachter und Naturfreund. Und doch können wir uns, wenn wir im zoologischen Garten vor den dicken Eisenstangen stehen, die den aus kleinen, blutunterlaufenen Augen trübe und teilnahmlos vor sich hinblinzelnden Bison von uns trennen, eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir hier einen der letzten Zeugen vor uns haben für die vielleicht großartigste und erschütterndste, jedenfalls für die am raschesten verlaufene Tiertragödie, die sich je auf Erden abgespielt hat. Und ein Gefühl tiefer Beschämung wird sich hineinmischen, wenn wir bedenken, daß ausschließlich menschliche Habgier und rücksichtslose Mordlust es waren, die den jähen Untergang dieses imposanten Tiergeschlechts verschuldeten. Noch vor wenigen Jahrzehnten durchstampften die Büffel zu Hunderttausenden die weiten Prärien Nordamerikas, und 1903 gab es nach den sorgfältigen Berechnungen Frewens in den Vereinigten Staaten noch ganze 630, eine Zahl, die inzwischen noch weiter zurückgegangen ist. Soviel selbstbewußte Kraft die imposante, zottige, gehörnte Vorderfront des Tieres auch verrät, enttäuscht doch der kurzhaarige, schmächtige Hinterkörper mit dem abschüssigen Rücken und dem zu kleinen Schwanz. Wie leicht auch schon gezähmte Büffelarten wieder verwildern, und wie gründlich sie das Joch des Menschen abschütteln können, lehrt überzeugend das Beispiel Nordaustraliens. Die dort 1829 eingeführten Büffel (Bos bubalus) sind nämlich teilweise wieder verwildert und schwärmen nun in großen Herden über die Ebene oder wälzen sich träge in den schattigen Sümpfen. Die Jagd auf die großen, kräftigen, langhörnigen, mutigen, wilden und leicht erregbaren Tiere gilt als sehr gefährlich. Das gleiche berichten alle „Afrikander" von den Rot- und Kafferbüffeln, die bisweilen auch ungereizt, aus bloßer Laune oder Dummheit den Menschen annehmen sollen. Die

Digitized by Google

meisten Jäger treten lieber einem Löwen gegenüber als einem bösen Büffelstier, und jedenfalls hat die Jagd auf diesen schon ungleich mehr Unglücksfälle im Gefolge gehabt.

Mit dem Wildrinde des Nordens, dem sich hauptsächlich von den Blättern und Zweigen der Polarweide ernährenden und in unserem Klima nur sehr schwer haltbaren Moschusochsen (Abb. 12) sind wir durch die Polarexpeditionen der letzten beiden Jahrzehnte näher be-

Abb. 12. Zwei gezähmte Moschusochsen.

kannt geworden. Wem stehen da nicht früher gelesene Schilderungen vor dem geistigen Auge, wo das Wildbret des Moschusochsen im letzten Augenblicke entkräftete Polarforscher vor dem gräßlichen Hungertode retten mußte, wo hochgebildete Menschen unter der Folterpeitsche des Hungers zu Raubtieren wurden, die in blinder Hast und Gier ihr Opfer zerfleischten, warmes, dampfendes Blut tranken und rohes, zuckendes Fleisch verschlangen? Die Bestie im Menschen, die alle Kultur und alle Zivilisation noch nicht zu ertöten vermochten! Madsen möchte den Moschusochsen seinem ganzen Gebaren nach lieber

Digitized by Google

„Moschusantilope" nennen, und noch richtiger finde ich im Hinblick auf die vliesartige Behaarung und den stummelhaften Schwanz die Brehmsche Bezeichnung „Schafochse". Es ist ein stilles und schwermütiges, aber kluges und genügsames und sehr aufopferungsfähiges Gesellschaftstier, seinem ganzen Wesen nach trefflich hineinpassend in die entsetzlichen, eisigen Einöden seiner Heimat. In der Erregung stoßen die Moschusochsen einen eigenartigen Nasenlaut aus, und ihre große Lebenszähigkeit macht sie zu nicht ungefährlichen Gegnern. Überraschend wirkt ihre zweifellos hohe Intelligenz. Bei Gefahr bilden sie förmliche Schlachtlinien: die erwachsenen Kühe in der Front, die Kälber dahinter, die Bullen an den Flügeln und in der Mitte. Was der Moschusochse für die Polarregion, das ist der erheblich bösartigere und gewalttätigere Grunzochse, mit dem namentlich der berühmte Forschungsreisende Sven Hedin vielfach zusammengetroffen ist, für die unwirtlichen Hochplateaus Zentralasiens. Das Schönste an diesen wehrhaften, aber ziemlich stumpfsinnigen, auch Yak genannten Gebirgsriesen ist der langhaarige, gequastete, roßschweifähnliche, bis zur Erde reichende Schwanz, der seit alten Zeiten als Kriegszeichen der Asiaten gilt und entsprechend hoch bewertet wird. Der Yak findet sich auch in gezähmtem Zustande und liefert dann nicht nur gutes Fleisch, treffliche Milch und wertvolles Leder, sondern dient auch in den rauhen Gebirgen Zentralasiens als starkes und unersetzliches Lasttier. Nach chinesischen Berichten sollen auch Kreuzungen solcher gezähmter Yaks mit Hausrindern vorkommen, die erzielten Bastardstiere aber unfruchtbar sein und auch die Bastardkühe nur für eine weitere Generation fruchtbar bleiben. Um nun aus der Gruppe der Hohlhörner gleich auch noch ein Hochgebirgstier der Neuen Welt zu nennen, sei auf die Gemse des nordamerikanischen Felsengebirges, die schöne, stattliche, aber verhältnismäßig kurz gehörnte und im Winter schneeweiß werdende Schneeziege hingewiesen. Sie ist eine wahre Turnerin des Hochgebirgs und belebt in kleinen Rudeln die Alpenmatten über der Baumgrenze, wo sie mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit auch an fast senkrecht emporstrebenden Felswänden in die Höhe klettert und sich ihresgleichen gegenüber äußerst neck- und stoßlustig erweist. Sonst von Charakter recht ängstlich, unruhig, unwirsch und nervös, bekundet sie bei wirklicher Gefahr doch viel ruhige Besonnenheit. So zäh und widerstandsfähig sie sich in der Freiheit zeigt, so hinfällig erweist sie sich doch

Digitized by Google

in der Gefangenschaft, und namentlich Regen, den ihr Fell wie ein Schwamm aufsaugt, kann sie gar nicht vertragen; trotzdem sind die schönen Tiere im New Yorker Garten schon gezüchtet worden.

Das gewaltigste Gebirgsmassiv der Erde, der schneebedeckte Himalaja und die von ihm ausstrahlenden Ketten, beherbergt eine überraschende Fülle von stolzen Wildschafen und Wildziegen, deren Anblick das Herz des Jägers rascher schlagen macht, deren Beschleichung, Überlistung und Erlegung aber auch einen ganzen Mann erfordert, und deren mächtiger Kopfschmuck zu den herrlichsten aller Jagdtrophäen gehört. Nennt doch Mocintyre den gigantischen Kopf des Ammonschafes (er wiegt allein 20 kg, der ganze Bock 180 kg) geradezu „das blaue Band des Himalaja". Dabei ist dieses äußerst ruhelose, vorsichtige und schlaue Wild, das bis 5950 m Meereshöhe vorkommt, eigentlich kein Kletterer, sondern besiedelt lediglich die stillen, einsamen Hochebenen, wo man zur Brunstzeit das klappernde Zusammenschlagen der Hörner kämpfender Böcke weithin vernehmen kann. Ähnliche Plätze bewohnt der Nahoor, der sich im Herbst zu größeren Herden zusammenschlägt und dann bei seinem ungemein scharf ausgebildeten Witterungsvermögen um so schwerer zu beschleichen ist; gewöhnlich ertönt der schrille Doppelpfiff, der den Tieren als Warnungszeichen dient, schon weit außer sicherer Büchsenschußweite. In gewissem Gegensatz zu diesen Wildschafen steht der Steinbock des Himalaja (Capra sibirica), der ein ganz hervorragender Felsenkletterer ist und bei Gefahr ebenso tollkühn wie sicher aus unglaublichen Höhen herabspringt, wobei sich die schweren Hörner ganz von selbst nach vorn legen. Es mag dies zu der alten Sage Veranlassung gegeben haben, die Steinböcke sprängen absichtlich auf ihre Hörner, deren Elastizität den Sturz mildere. Da das Gesicht dieser Tiere schärfer ist als ihr Geruch, hat der Jäger dann die meiste Aussicht, wenn er sie von oben her beschleichen kann. Ganz wundervoll ist die federnde Sprungkraft der Tiere. Ich sah selbst einen starken Bock neben einem mannshohen Felsblock stehen — ein einziges Aufschnellen, und er stand oben, ruhig, wie aus Erz gegossen. Der Markhar, ausgezeichnet durch Ramsnase und sehr veränderliches Gehörn, treibt sein anziehendes Wesen nahe bei Schneefeldern auf steinigen Klippen, steilen Grashängen und bewachsenen Felspartien, wo auch im Winter die Pinus-Schößlinge noch hinreichende Nahrung geben. Der Tahr, dessen getrocknetes Fleisch in seiner Heimat

Digitized by Google

als Mittel gegen Fieber und Rheumatismus verkauft wird, und dem Hagenbeck in seinem Stellinger Tierpark eine so stattliche Felsenburg errichtet hat, ist dadurch besonders merkwürdig, daß er sich mit dem wundervoll schillernden Glanzfasan förmlich vergesellschaftet und sorgfältig auf die Alarmrufe des scheuen Vogels achtet. Der Argali, das kräftige, scheue und scharfsinnige Wildschaf des Altai und der Mongolei, gilt als Stammvater des von den Orientalen so hochgeschätzten Fettsteißschafes. Uns näher wohnen das am Vorderkörper eine volle, bis zum Boden herabwallende Mähne tragende Mähnenschaf der Atlasländer (man hat vergeblich versucht, es im Teutoburger Walde einzubürgern) und das einzige Wildschaf Europas, der in Sardinien und Korsika ansässige kleine und zierliche Mufflon, ein höchst anziehendes, sich aber nicht mit den Gemsen vertragendes Felsenwild, dessen Ansiedlung in den Karpathen dem Grafen Forgach gelungen ist.

Hochgebirgstiere, wie ihre lange und dichte Wollbehaarung von vornherein vermuten läßt, sind auch die Lamas des südamerikanischen Andengebiets, diese uns schon seit Kindheit von Robinson Crusoe her so vertrauten Gestalten, von denen wir heute zwei wildlebende (Guanako und Vikunja) und zwei nur in gezähmtem Zustande (Lama und Alpaka) vorkommende Arten unterscheiden. Man charakterisiert sie am besten, wenn man sie als höckerlose Gebirgs- oder Zwergkamele bezeichnet. Was dem Lappländer das Ren, dem die Wüste durchschweifenden Nomaden das Kamel ist, das bedeutet für den Bewohner jener rauhen Felsenwildnisse das Lama: das nützlichste und unentbehrlichste Haustier. Auf seinem breiten, mit dichtem Wollvlies bedeckten Rücken trägt es schwere Lasten geduldig über schwindelnde Pfade, und sein Fleisch, seine Milch und seine Wolle müssen dem Menschen das Dasein in jenen unwirtlichen Gegenden erleichtern helfen. Dabei ist es von einer geradezu rührenden Anspruchslosigkeit, und Einbürgerungsversuche in unseren Alpenländern wären deshalb meiner unmaßgeblichen Ansicht nach nicht nur interessant, sondern auch durchaus nicht aussichtslos, zumal sich ja alle Lamaarten in unseren Tiergärten ohne Umstände fortpflanzen. Auch für die gebirgigen Teile unserer Kolonien in Südwestafrika könnte das Lama unter Umständen ein recht geeignetes Haustier abgeben. Der leise, zierliche Paßgang verleiht dem Tiere eine ihm sonst durchaus nicht zukommende Anmut. Das echte Lama wenigstens, das alle Charaktere

Digitized by Google

des geknechteten Lasttieres aufzuweisen hat, so auch Brust- und Gelenkschwielen, erscheint mit seinem groben Knochenbau, dem breiten und langen Rücken, den stämmigen Beinen, dem übermäßig langen Hals und den blöde dreinblickenden Augen nichts weniger als schön, vielmehr recht plump und träge, ist dabei ein recht griesgrämiger und mürrischer Gesell, ewig schlechter Laune, sehr reizbar und immer bereit, jeden sich Nähernden — anzuspucken. Da macht das schlankere, feingliedrige, hochgestellte und temperamentvolle, wilde Guanako einen ungleich vorteilhafteren Eindruck, so daß hier etwa ein ähnliches Parallelverhältnis vorliegt wie zwischen Wild- und Mülleresel. Da das Alpaka nicht als Last-, sondern nur als Wolltier gezüchtet wird (für diese Form wäre die Lüneburger Heide ein geeignetes Einbürgerungsfeld), entbehrt es der Lasttiercharaktere, hat aber dafür ein ungemein weiches, feines und dichtes Vlies, das an das der Angoraziege erinnert.

Bei meinen Reisen bin ich oft genug auf Kamele angewiesen gewesen, und so sehr ich dabei auch die geduldige Ausdauer und Zähigkeit dieser „Wüstenschiffe" bewundern lernte, sooft ich mir auch wieder und immer wieder ihren ungeheuren Nutzen, ihre gewaltige Bedeutung für die menschliche Kultur, ja ihre Unentbehrlichkeit vor Augen hielt — wirklich befreunden, etwa wie mit Pferd, Hund oder Katze, habe ich mich mit ihnen nie gekonnt. Um es liebzugewinnen, dazu ist das Kamel zu dumm, zu stupide, zu boshaft, zu widerspenstig, zu tückisch, zu häßlich, zu stinkend, zu sehr — Kamel. Namentlich zur Brunftzeit machen die dann sehr aufgeregten Hengste einen geradezu abstoßenden Eindruck. Widerlicher Geifer quillt ihnen aus dem Maule, eine ekelhafte Hautblase stülpt sich aus dem Halse heraus, die Zähne knirschen, der Urin träufelt fast ununterbrochen, und die Luft zerreißt ein gräßlich unmelodisches Kollern, Stöhnen, Gurgeln und Brüllen. Von wilder Groteskheit ist der Anblick zweier kämpfender Kamelhengste, wie ihn manche Araberscheichs aus Sportliebe und Wettlust in meiner Gegenwart öfters absichtlich herbeiführten. Brust gegen Brust gestemmt, ringen die beiden muskulösen Gegner unter entsetzlichem Blasen, Geifern und Kollern, bis es dem Stärkeren gelingt, seinen schwächeren Widerpart zu Boden zu werfen und nun ausgiebig zu mißhandeln. Der Umgang mit solchen brunftigen Kamelhengsten ist übrigens keineswegs ungefährlich. Ungeschlacht, eckig und vorsintflutlich erscheint aber auch sonst jederzeit das Kamel, und nicht

Digitized by Google

mit Unrecht nennt es Gustav Jaeger ein „mißratenes Modell aus der Werkstatt der Natur". Der kleine Schwanz an dem riesigen Rumpf erscheint dem langen und massigen Halse gegenüber als ein gar kümmerliches Anhängsel, der Höcker unterbricht in ungewohnter und unangenehmer Weise die Rückenlinie, und das Gesicht mit der gespaltenen Oberlippe macht einen unsäglich dummen und zugleich hochmütigen Eindruck. Das einzige Schöne am Kamel ist das sanfte, offene, volle und treuherzige Kinderauge, dem freilich der halsstarrige und launische Charakter des Tieres wenig entspricht, und das in eigentümlichem Gegensatz steht zu den massige Kraft atmenden Körperformen. Vergleicht man das einhöckerige afrikanische Dromedar mit dem zweihöckerigen asiatischen Trampeltier (der Name ist bezeichnend genug), so gebührt entschieden dem letzteren der Preis der Häßlichkeit. Die zipfelmützenartigen Höcker mit der das Auge beleidigenden, unmotivierten Einsenkung dazwischen, der plump und eckig geschnitzte Schädel und der dickwanstige Leib, der zwischen den breitspurigen Beinen wie ein alter Omnibuskasten zwischen gichtbrüchigen Federn einherwankt, das alles ist wahrlich kein reizender Anblick. Und zur Brunftzeit vollführt selbst dieser ungefüge Koloß die tollsten Luftsprünge und die albernsten Kapriolen. Die feinste und edelste Kamelrasse sind zweifellos die berühmten arabischen Reitkamele, deren an sich ja bewundernswerte Leistungen freilich auch vielfach überschätzt und übertrieben worden sind. Bei Paßgang (Galopp halten sie nicht lange aus) legen sie schwerlich mehr als 20 km in der Stunde zurück, können allerdings bei solchen Leistungen 10 bis 15 Tage ohne Wasser aushalten, sind also immerhin für große Wüstenstrecken ein geradezu ideales Beförderungsmittel. Das Aufstehen des Kamels aus der Knielage geschieht ruckweise, aber sein Gang ist sanft und wiegend, freilich bei Lastkamelen so langsam, daß die Geduld des Forschungsreisenden beständig auf eine harte Probe gestellt wird. Breitere Gräben vermögen sie gar nicht zu nehmen, und wenn Regengüsse den Lehmboden aufgeweicht und schlüpfrig gemacht haben, rutschen sie auf ihren plumpen Hufen wie ungeschickte Schlittschuhläufer ängstlich hin und her und kommen dann leicht zu Falle, wie sie sich überhaupt gegen Regen sehr empfindlich zeigen. Dagegen war ich einigermaßen erstaunt, lange Kamelkarawanen auf den höchsten, schneebedeckten Pässen des Kaukasus anzutreffen, wo sie sich aus der Kälte gar nichts zu machen schienen und sich an-

Digitized by Google

scheinend sehr wohl befanden. Diese beiden Eigenschaften geben zugleich die besten Winke für Einbürgerungsversuche, zu denen man öfters geraten, und die man auch in Südrußland, wo die Tiere hauptsächlich in den Dienst der Landwirtschaft getreten sind, mit schönem Erfolge durchgeführt hat. Ich selbst habe in Marokko die Kamelsbutter sehr schätzen gelernt, da sie entschieden bedeutend besser ist als die minderwertige Kuhbutter der Atlasländer. Gern wälzt sich das Kamel, das übrigens selten älter als 20 Jahre wird, in der Asche der Feuerstellen, vielleicht der desinfizierenden Eigenschaften halber, die der Asche der Holzkohle anhaften. Die Trächtigkeitsdauer der Kamelstuten beträgt 12—13 Monate, und die Jungen saugen ein volles Jahr lang. In Zentralasien gibt es auch heute noch — als große und schwer erreichbare Seltenheit — wilde Kamele, über deren Tun und Treiben wir indessen so gut wie gar nichts wissen.

Daß die größten Geschöpfe keineswegs immer auch die wehrhaftesten sind, beweist uns schlagend das Beispiel der Giraffe. „Ein lebendiges Petrefakt" hat Darwin sie genannt, und Gustav Jaeger meint, daß die Natur hier eine Fülle von Kraft und Zeit an ein hinfälliges Geschöpf vergeudet habe, und daß man diesen wehrlosen Riesen, der wahrlich nichts Königliches an sich habe, nur mit einem Gefühl des Mitleids betrachten könne. Der Rücken der Giraffe fällt zu steil und unvermittelt abwärts, und der Schwerpunkt des Rumpfes erscheint zu weit nach vorn gerückt, als daß das Tier strengen, menschlichen Schönheitsbegriffen entsprechen könnte, aber die prachtvolle Zeichnung des glatten Fells macht vieles wieder gut, und das unendlich sanft, fast ein wenig wehmütig blickende Gazellenauge entwaffnet jede Kritik. Mit unübertrefflicher Meisterschaft hat Schillings geschildert, einen welch wunderbaren Eindruck es macht, wenn sichernde Giraffen über das hohe Gras und das undurchdringliche Dorngestrüpp der afrikanischen Steppe herausragen. In neuerer Zeit hat man in unseren Tiergärten wiederholt Giraffen gezüchtet und dabei feststellen können, daß die Tragzeit über 14 Monate beträgt, und das Junge bei der Geburt bereits eine Scheitelhöhe von 1,60 m besitzt. Einer bei dem Giraffenjungen des Kölner Gartens angebrachten Tabelle entnehme ich folgende Höhenmaße: 9. IV. 09 (Geburtsdatum) — 1,80 m; 9. V. — 2,08 m; 9. VI. — 2,25 m; 9. VII. — 2,35 m; 9. VIII. — 2,45 m; 9. IX. — 2,55 m; 9. X. — 2,60 m; 9. XI. — 2,65 m; 9. XII. — 2,70 m. Die Höhenzunahme war also in den

Digitized by Google

beiden ersten Lebensmonaten am stärksten, betrug in den drei folgenden genau 10 und in den drei letzten genau 5 cm. Bei der Geburt sind die drei Hörner der Giraffe noch nicht vorhanden. Erst nach und nach bildet sich unter den sie vertretenden Büscheln schwarzer und glatter Haare eine sekundäre Hautverknöcherung. Da tragende Knochenzapfen nicht vorhanden sind, entspricht das ganze Gebilde dem Hirschgeweih, wird jedoch nie gewechselt und bleibt zeitlebens von einer haarigen Haut überzogen. Ein völliger Mangel an Leidenschaftlichkeit, ein ewig heiteres Gemüt und eine gleichmäßige Friedfertigkeit kennzeichnen das geistige Wesen der Giraffe, die in ungeheurer, nackter und waffenloser Größe aus grauen Dämmerungstagen hereinragt in die heutige Schöpfung, vereinsamt innerhalb der übrigen Lebewelt, mit ihr nur durch das ausgestorbene Sivatherium und das im Aussterben begriffene Okapi verbunden. Vor der mit Riesenschritten nunmehr auch den lange vernachlässigten schwarzen Erdteil erobernden Zivilisation schmelzen die Giraffenherden auf der freien Steppe dahin wie Schnee an der Frühlingssonne, und die Tage des harmlosen Riesentieres werden deshalb bald gezählt sein, wenn nicht sehr energische Schutzmaßregeln ihm noch einige letzte Zufluchtsstätten sichern.

Ein ähnlich trauriges Schicksal scheint auch den dieselben Gegenden bewohnenden Zebraherden bevorzustehen, ja bei der einen oder anderen Art hat es sich wohl schon erfüllt. So ist das kräftig pferdartig gebaute Quagga bereits völlig ausgestorben, nachdem es kaum 100 Jahre lang mit dem „Herrn der Schöpfung" in Berührung gewesen war. Die ebenso schöne wie ungewöhnliche Streifenzeichnung der Zebras, ausgesprochener Herdentiere, fesselt das Auge auf den ersten Blick, aber ihr stets sehr eifersüchtiges und selbstsüchtiges, oft auch mürrisches und bissiges Wesen steht mit dem hübschen Äußeren wenig im Einklang. Der alte Glaube von der völligen Unzähmbarkeit der Zebras freilich ist durch Tatsachen (Sir Walter Rothschild z. B. fährt in den Straßen Londons mit einem prachtvollen Zebragespann) inzwischen längst überholt und widerlegt. Zwar zeigen sich alt eingefangene Tigerpferde gewöhnlich recht störrisch, aber junge Tiere machen der Zähmung und Abrichtung durchaus keine übermäßigen Schwierigkeiten. In ihrer Art ganz herrliche, überaus scheue, scharfsinnige und flüchtige Tiere sind die Wildesel aus den Steppen Asiens und Ostafrikas, von denen der mit gebänderten Füßen

Digitized by Google

versehene Steppenesel neben dem Somalesel als Stammvater unseres geduldigen Haustieres gilt, das diesen stolzen, unbändigen und freiheitliebenden Wildlingen gegenüber einen recht kläglichen und verkommenen Eindruck macht. Das einzige noch lebende Wildpferd ist Equus przewalskyi aus den salzigen Hochsteppen Zentralasiens, von dem der bekannte, südrussische Tierfreund Falz-Fein eine kleine, durch eine besondere Expedition erworbene Herde in seinem Steppenpark Askania-Nova hält. Auch unsere Tiergärten haben unlängst durch Hagenbeck einige Stücke dieses interessanten Einhufers erhalten.

Eine nahe stammesgeschichtliche Verwandtschaft, die sich auch paläontologisch noch sehr gut nachweisen läßt, besteht zwischen Pferden und Tapiren, wohl einem der ältesten Säugetierstämme, so wenig auch irgendwelche äußerliche Ähnlichkeit ins Auge fällt, wenn man den speckglänzenden Schweineleib, die stämmigen Zehenfüße, die rüsselförmig verlängerte Schnauze, die schiefen, blöden Äuglein, die Schlitzohren und den winzigen Stummelschwanz des Tapirs vergleicht mit dem adligen Rassebild eines arabischen Renners. Zudem sind die Tapire, furchtsame und gutmütige Geschöpfe, nicht Tag-, sondern Dämmerungs-, nicht Steppen-, sondern Urwaldtiere, die sich nur höchst ungern auf freieren Stellen blicken lassen. So stumpfsinnig, wie sie aussehen, sind sie übrigens nicht und stehen an Intelligenz sicherlich hoch über den Nashörnern.

Unter schattigem Baume auf weiter Steppe ruht in zyklopischer Kraft der ungefüge Walzenleib des Nashorns, und auf den häßlichen Faltenschildern der panzerdicken Haut graut die Sage der Vorzeit. Die Zeit der Dickhäuterherrlichkeit ist unwiederbringlich dahin. Seit es Repetiergewehre und Stahlmantelgeschosse gibt, sind ihre Tage gezählt. Auch hier hat tierische Stärke und zorniger Mut sich als ohnmächtig erwiesen gegenüber der erfinderischen Mordlust des Menschen. Das doppelhörnige Nashorn Sumatras und das „weiße Rhinozeros" Afrikas, dem zuliebe Expräsident Roosevelt nach dem schwarzen Erdteil gezogen ist, sind bereits im Aussterben, und die anderen Formen werden folgen. In seinem Wesen hat das plumpe Tier freilich wenig Anziehendes, denn sein Erdendasein verteilt sich im wesentlichen auf Fressen und Schlafen, wozu gelegentliche boshafte Angriffe auf harmlose Lebewesen kommen, die so unglücklich waren, sein Mißfallen zu erregen. Auch der größte Tierfreund wird das Nashorn

Digitized by Google

kaum anders als ein ungeschlachtes, stumpfsinniges, faules, apathisches, jähzorniges, reizbares, blind wütendes, boshaftes, tückisches, stupides und schwerfälliges Vieh nennen können. Das Horn wird etwa alle 10 Jahre gewechselt, was freilich manche Forscher bestreiten, indem sie nur zugeben wollen, daß ganz alte Tiere das Horn schließlich verlieren können wie alte Menschen ihre Haare. Die Hörner entstehen durch Verschmelzung zahlreicher, parallel verlaufender Haare, die in statu nascendi durch Hornsubstanz miteinander verklebt werden. Ein Knochenzapfen zur Stütze des Horns ist nicht vorhanden, aber in den Museen findet man doch zuweilen Schädel von uralten Tieren, wie sie jetzt kaum noch vorkommen, bei denen wenigstens ein Knochenbuckel und eine entsprechende Aushöhlung an der Ansatzstelle des Horns vorhanden ist, ein Verhältnis, das bei dem Elasmotherium der Vorzeit noch deutlicher hervortritt.

Abb. 13. Klippschiefer.

Zur unmittelbaren Verwandtschaft der dickhäutigen Riesen gehören nach den unverrückbaren Regeln einer starren Systematik, die sich aber bisweilen in recht wunderlichen Bocksprüngen gefällt, die sonst vielfach an die Nager erinnernden Klippschiefer (Abb. 13), kaum 30 cm große Tierchen aus den klüftereichen Felsgebirgen des nordöstlichen Afrika und der anstoßenden Länder Vorderasiens. So plump die kleinen Burschen für gewöhnlich auch einherwatscheln, so scheu und scharfsinnig sind sie doch, stellen sogar Wachtposten aus und leben überhaupt kolonieweise ganz nach Art unserer Murmeltiere. Für ihre geistige Begabung spricht auch der Umstand, daß sie in der Gefangenschaft überaus zahm und zutraulich werden. Also auch hier

Digitized by Google

zeigen sich die Zwerge wieder schlauer als die Riesen, die Davide klüger als die Goliaths. Je steiniger, spaltenreicher und sonniger das Gebirge, um so wohler fühlt sich der Klippschiefer, der ein Kraut- und Fruchtfresser ist und nur wenig Wasser bedarf. Die rattengroßen Jungen kommen in schon sehr entwickeltem Zustande zur Welt.

Wie die hohe Entwicklung der Füße und Kiefer die geistigen Eigenschaften der Papageien mächtig gefördert und ihnen eine hervorragende Stellung in der Vogelwelt verschafft hat, wie das Vierhandtum die Affen hoch über alle anderen Säuger emporhob, wie die handartige Entwicklung der Vorderpfoten die Eichhörnchen und Biber an die Spitze der Nagetiere stellte, so hat sich der Elefant durch Vorhandensein des Rüssels, dieses wunderbaren Tast- und Greiforgans, in geistiger Hinsicht in die höchste Reihe der Tiere aufgeschwungen, während die anderen großen Dickhäuter stupide hindämmernde Freßsäcke geblieben sind. In Asien schon lange ein hochgeschätztes, wenn auch nur selten gezüchtetes Haustier, hat sich neuerdings am Kongo auch der afrikanische Elefant gegen Abrichtungsversuche nicht mehr unzugänglich verhalten, womit auch unseren dortigen Kolonien eine erfreuliche Aussicht eröffnet wurde. Man muß es gesehen haben, wie vorsichtig abwägend der Koloß sein schweres Körpergewicht auf eine unsichere Unterlage stellt, um seine kluge Besonnenheit, wie er spielend mit den schwersten Baumstämmen und Balken hantiert, um seinen Nutzen für menschliche Kulturarbeiten zu begreifen. Daß aber im Umgange auch mit den bestdressierten Elefanten immer eine gewisse Vorsicht am Platze ist, wenn nicht im ungeeignetsten Augenblicke ein gellendes Trompetensignal das Zeichen zu Flucht und Empörung geben soll, das beweist u. a. das durch scheu gewordene Elefanten bei dem Münchener Festzug im Sommer 1888 angerichtete große Unglück. Auf weichen Säulenfüßen schreitet der Elefant seinen unglaublich schnell fördernden, leise wiegenden, vollkommen geräuschlosen Trab, der bei Nacht nach Schillings einen geradezu geisterhaften Eindruck macht. Angeschossene Elefanten verstopfen und verschmieren sich ihre Wunden mit Lehm, von Stechmücken gepeinigte suchen sich ihre Quälgeister mit einem eigens zu diesem Zwecke abgebrochenen, stark belaubten Aste fernzuhalten, und wurde einer wirklich gestochen, so nimmt er das erste beste Stück Holz, um damit die betreffende Stelle zu schaben oder zu kratzen: also bewußte Anwendung eines Werkzeuges durch ein Tier. Aber so wenig wie dem

Digitized by Google

Nashorn seine gigantische Kraft, so wenig hilft dem wilden Elefanten seine bedachtsame Klugheit gegen die ferntragenden Feuerwaffen des habgierigen, elfenbeinlüsternen Menschen. Auch seine Tage sind gezählt. Das ergibt sich z. B. deutlich, wenn man das alljährliche Durchschnittsgewicht der vom Kongo auf den Antwerpener Markt kommenden Zähne vergleicht. Es betrug 1889 noch 12,5 kg, um dann ständig zu sinken und bereits 1896 auf 6,4 kg anzulangen. Diese Zahlen reden eine ebenso unverkennbare wie bedauerliche Sprache, denn es geht daraus hervor, daß zur Deckung des Elfenbeinbedarfes leider immer mehr junge Tiere erlegt werden müssen, da die alten Bullen rasch immer seltener werden. Jaeger meint, daß schon die ungemein hilflosen Jungen anzeigten, man habe es hier mit einer aussterbenden Art zu tun. Nun habe ich das 1906 im Schönbrunner Tiergarten zur Welt gekommene Elefantenbaby — es war eine Sensation auf dem Gebiete des Tiergartenwesens — im zartesten Kindheitsalter zu sehen Gelegenheit gehabt, habe es aber gar nicht so furchtbar hilflos finden können. Das drollige Ding, das rasch zum Liebling der lebenslustigen Wiener geworden ist, war bei seiner Geburt immerhin 60 cm hoch und ging schon wenige Stunden später herum. Der Körper war grau, der Rüssel rosa, das Merkwürdigste aber war die an die wolletragenden Urahnen gemahnende Behaarung, die das Elefantenkind aus der Ferne einem Riesenmaulwurf nicht unähnlich erscheinen ließ. Das Wachstum geht nicht gar so langsam. Ein junger Afrikaner, der am 1. VIII. 01 1,16 m Schulterhöhe hatte, nahm bis 27. I. 02 um 13 cm, bis 1. VIII. 02 um weitere 10 cm, bis 27. I. 03 um weitere 18 cm und dann in gleichen Zeitabschnitten noch um 14,8, 15,75 u. 6 cm zu, so daß er am 27. I. 05 2,75 m erreicht hatte. Die Tragzeit des Indiers soll 22—24 Monate betragen. Natürlich braucht ein solcher Riese entsprechende Mengen von Nahrung, zeigt sich dabei aber doch recht wählerisch und will ebenso immer möglichst reines Wasser haben. Reis und Bananen sind ihm Ambrosia. Ein Elefant im Londoner Garten verschluckte vor einigen Jahren das Geldtäschchen einer unvorsichtigen Besucherin, ohne daß es ihm geschadet hätte, und gab dann die Münzen einzeln im Kote wieder von sich.

Der letzte der großen Dickhäuter, das Nilpferd (Abb. 14), der Behemot der Bibel, von Moebius als ein „häßliches Widerspiel der schönen Antilopenarten" bezeichnet, ist mit Ausnahme der Kopfbildung

Digitized by Google

in jeder Hinsicht ein kolossales — Schwein. Die kleinen, dummen Glotzaugen, das widerlich breite Maul, der feiste, speckige, wie ein in die Länge gezogener Gummiball aussehende Leib, dem der ungefüge Kopf und die plumpen Beine angefügt sind, vereinigen sich bei dieser lebenden Guttaperchamasse zu einem überaus häßlichen Gesamteindruck. Im Alter von phlegmatischer Ruhe, zeigt sich das Nilpferd in seiner Jugend doch mitunter überraschend lebhaft. Wie Vosseler beobachtet hat, ermöglichen breite, schlüpfrige Rinnen, die sich im Laufe

Abb. 14. Nilpferd.

der Zeit am Steilufer der afrikanischen Ströme gebildet haben, den Tieren den Aus- und Einstieg. Die Rückkehr geschieht meist rutschend, und eine hochaufsteigende Wassergarbe gibt Zeugnis davon, mit welch gewaltiger Wucht die schwere Fleischmasse ins Wasser plumpst. Zuzeiten kann auch eine ganz ungeahnte Beweglichkeit über diesen scheinbar plumpsten und schwerfälligsten Säugetierriesen kommen. In den Kulturen richtet das Nilpferd begreiflicherweise ungeheuren Schaden an, und Wege und Dämme zerstampft es in der fürchterlichsten Weise. Für die Tiergärten ist es ein unentbehrliches Schaustück, aber auch ein rechtes Sorgenkind. Schon die Überführung nach Europa

Digitized by Google

macht riesige Umstände, da das Tier während der langen Seereise täglich sein ausgiebiges Bad haben muß, ja sich angeblich seiner Exkremente nur im Wasser entledigen kann. Die Preise für lebende Nilpferde sind demgemäß. So stellt der Koloß im wahren Sinne des Wortes ein fressendes Kapital dar, aber seine Zucht kann für die dabei vom Glück begünstigten Gärten unter Umständen recht einträglich werden; so brachte ein Paar in Antwerpen von 1886 bis 1901 12 Junge.

Durch die Massigkeit seines Körpers und den zu kurz geratenen Hals erinnert das in den Steppengegenden des tropischen Afrika heimische Warzenschwein noch stark an das Nilpferd. Man hat es als das häßlichste aller Huftiere bezeichnet, und in der Tat ist es eine höchst groteske Erscheinung mit seiner rötlichgrauen, pergamentartigen Haut, die nur auf der Rückenmitte und der Stirn mit lang herabhängenden Strupphaaren bedeckt ist, mit seinem abscheulich verzerrten Gesicht und den absonderlichen Warzen darin, die man als Schutzorgane für die Augen bei den häufigen und erbitterten Kämpfen der Tiere untereinander auffaßt. Der ritterliche Mut unserer Schwarzkittel ist dem Warzenschwein nicht eigen, das vielmehr ein recht feiger Geselle ist und, selbst verwundet, sein Heil stets in der Flucht sucht. So schreckhaft und fürchterlich es auch aussieht, so ungefährlich ist es doch in Wirklichkeit. Die ungeheuren Hauer werden nur dazu benutzt, tiefe Furchen in den Boden zu schlagen, um so zu allerlei Wurzelwerk und Pflanzenknollen zu gelangen, die seine Hauptnahrung bilden. Im Gegensatze zu dem die Steppen nur in kleinen Trupps durchstreifenden Warzenschwein, diesem ungeheuerlichen „Schönheitspreisträger" in der übel berüchtigten und nicht gerade durch zierliche Leibesformen ausgezeichneten Schweinefamilie, ist das wesentlich geselligere, schon etwas zivilisierter aussehende, graubraune, im Alter dunkler werdende Wasserschwein ein ausgesprochener Urwaldbewohner, dazu ein arger Kulturverwüster, der in den Anpflanzungen so gewaltigen Schaden anrichtet, daß die Ansiedler dem Löwen dankbar sein müssen, der die Schweine doch einigermaßen in Schach hält. Namentlich den Ananas- und Bananen-, dann den Zuckerrohr-, Mais- und Maniokfeldern spielen die Schweinerudel gar übel mit, zumal sie ungleich mehr verwüsten und zerstören als wirklich verzehren und sich aus den eigentlichen Früchten nur wenig machen. Nach Vosseler frißt das Wasserschwein auch viele Riesen-

Digitized by Google

tausendfüße trotz ihrer scharf und brennend schmeckenden Körpersäfte. Mit großer Behutsamkeit rücken die Rudel dieser plumpen Geschöpfe nächtlicherweile in die Pflanzungen ein, verhalten sich hier während ihrer Vandalenarbeit ganz still und ziehen dann beim ersten Morgengrauen lautlos wieder nach dem schattigen Walde ab. Der hoch entwickelte Geruchsinn dieser Tiere, der ihnen schon bei der Nahrungssuche sehr zustatten kommt, warnt sie meist rechtzeitig vor jeder Gefahr, und sie nehmen dann schleunigst Reißaus. Daß unter solchen Umständen die Ansiedler bei jeder sich bietenden Gelegenheit eifrig

Abb. 15. Pinselschwein.

Jagd auf die Wasserschweine machen, ist ihnen um so weniger zu verdenken, als die Tiere im Gegensatze zu den wenig schmackhaften Warzenschweinen einen recht guten Braten liefern. Gefangene Wasserschweine sollen überaus zahm und anhänglich werden. Der Charakter des Tieres ist ein sonderbares Gemisch von nervös-ängstlicher Scheu und unglaublicher Frechheit. Ihre Exkremente setzen die Wasserschweine gesellig an ganz bestimmten Plätzen ab, haben also förmliche Aborte. Westafrika und Madagaskar beherbergen eigene Arten, von denen die erstere durch hübsch rotgelbe Fellfärbung ausgezeichnet ist. Noch bunter mutet das leuchtend schwarz-weiß-rote Pinselschwein (Abb. 15) mit pinselartig verlängerten Ohren an, bei seiner

Digitized by Google

größeren Schlankheit ein in seiner Art wirklich nettes und schönes Tier von sympathischem Wesen, ein beliebtes Jagdwild in unserer Kolonie Kamerun. Als das interessanteste Mitglied der Schweinefamilie ist mir aber immer der hochbeinige, schlank-kräftige, unbehaarte und gleichmäßig dunkelbraune Hirscheber (Abb. 16) von Celebes erschienen. Bei den Ebern dieser wehrhaften und mutigen Schweineart durchbrechen die oberen Eckzähne die Nasenhaut und wachsen in weitem Bogen nach oben und hinten, stellen also eine „geweih"ähnliche Bildung vor. An Fruchtbarkeit steht der stattliche Babirusa, wie er auch

Abb. 16. Hirscheber.

genannt wird, hinter anderen Schweinen zurück, hat sich aber auch in unseren Tiergärten, wo er keineswegs zu den häufigen Erscheinungen gehört, schon wiederholt fortgepflanzt.

Das in Süd- und Mittelafrika heimische Erdferkel hat trotz seines Namens mit den Schweinen nichts gemein, sondern gehört zu der tiefstehenden Ordnung der Zahnarmen. Der schmächtige Kopf mit der walzenförmigen Schnauze und den riesigen Spitzohren, der lange, aber plumpe Hals, der dicke, massige Leib, der kegelförmige, starke Schwanz und die zwar kräftigen, aber dünnen Füße mit den ungeheuerlichen Grabklauen (wie treffend nennen doch die Araber dieses Tier Abu-Delaf = Vater der Nägel!) passen zu schlecht zu-

Digitized by Google

einander, als daß der Gesamteindruck ein schöner und harmonischer sein könnte, aber dafür ist das Erdferkel in geradezu vollendeter Weise seinen besonderen Daseinsbedingungen angepaßt. Bei seinem muskulösen Bau verfügt es über eine ganz erstaunliche Körperkraft, und selbst die steinharten Termitenbauten, deren seine Lieblingsspeise darstellende Bewohner es mit der wurmförmigen, klebrigen Zunge einfängt, vermögen ihm nicht zu widerstehen. Während sonst Grabtiere aus naheliegenden Gründen sandiges oder lockeres Erdreich bevorzugen, hält sich das Erdferkel mit Vorliebe gerade an freien, recht fest getretenen Plätzen auf, denn auch im härtesten Boden vermag es sich innerhalb weniger Augenblicke vollständig in die Erde einzuwühlen und, in eine Staubwolke gehüllt, wie durch Zauberei vor den Augen des Beobachters zu verschwinden. Durch seine Wühlereien vermag das Erdferkel, sonst ein mehr nützliches Tier, in belebteren Gegenden lästig zu werden, da Reit- und Tragtiere auf dem unterminierten Erdboden leicht durchbrechen und Schaden nehmen. Das Erdferkel ist ein scheues und einsiedlerisches Geschöpf, das tagsüber schlaftrunken in seinen selbstgegrabenen Höhlungen liegt, hier oft auch in sitzender Stellung schlummert und als ausgesprochenes Nachttier erst nach Eintritt der Dunkelheit zum Vorschein kommt. Sein hochfeines Gehör warnt es rechtzeitig vor jeder Gefahr, der es sich durch rasches Eingraben zu entziehen versucht. Übrigens ist es keineswegs wehrlos und vermag mit dem muskulösen, mit spitzigen und harten Borsten besetzten Schwanze recht empfindliche Schläge auszuteilen, nimmt bei Not wohl auch noch die furchtbar bewehrten Hinterfüße zu Hilfe.

Einen ähnlichen Plan des Körperbaus, dazu aber eine recht absonderliche und scharf begrenzte Farbenverteilung zeigt der üppig behaarte Ameisenbär Südamerikas. Auch er trägt auf dem plumpen, auf Elefantenfüßen ruhenden Körper einen ausgesprochen walzenförmigen Kopf mit kleinen Äuglein und langer Wurmzunge, besitzt an den Vorderfüßen ebenfalls gewaltige Grabklauen, während die der Hinterfüße sehr viel schwächer sind, hat nur kleine Ohren, aber dafür einen riesenhaften, wundervoll behaarten, zu einer breiten Fahne ausgebildeten Schwanz. Und dieser ist für das merkwürdige Geschöpf überaus nützlich und wertvoll. Unstet und ohne festen Wohnsitz, schweift der Ameisenbär nach Zigeunerart als ein echter Vagabund über die weiten, ebenen Fluren seiner Heimat. Wo ihn, der im

Digitized by Google

Gegensatz zum Erdferkel Tagtier ist, gerade die Nacht überfällt, da ballt er den Körper zu einem Knäuel zusammen und deckt sich mit der prachtvoll buschigen Standarte weich und mollig zu, so vortrefflich geschützt gegen alle Unbilden der Witterung. Obwohl in geistiger Beziehung ohne Zweifel recht tiefstehend, zeigt sich der Ameisenbär trotz seiner schwerfälligen und wenig fördernden Gangart doch recht munter und rege, im Käfige auch als ein rechter Feinschmecker. Alles muß er mit seiner langen Röhrenschnauze gründlich beschnüffeln. In die Enge getriebene Ameisenbären sind nicht zu verachtende Gegner; sie setzen sich dann auf die Hinterbeine, suchen den Feind mit ihren stämmigen Vorderbeinen zu umarmen und ihm die scharfen, langen Adlerkrallen (die der Mittelzehe messen 6,5 cm!) in den Leib zu pressen. Eine ungeheure Muskelkraft ist ja auch dem Ameisenbären eigen, und sie findet sich in starker Andeutung sogar schon bei den ganz jungen. In der Freiheit ernährt sich das so abenteuerlich aussehende Geschöpf fast ausschließlich von Ameisen und Termiten in allen Entwicklungsstadien, indem es ihre Baue mit seinen Grabklauen aufscharrt und die Kerfe an seiner klebrigen Wurmzunge festleimt. Gefangenen setzt man in der Regel Maizenasuppe vor, die durch rohe Eier und gehacktes Fleisch schmack- und nahrhafter gemacht wird. Obwohl der Ameisenbär sein prächtiges Haarkleid immer peinlich sauber hält und ab und zu auch gern ein Bad nimmt, verunreinigt er doch regelmäßig sein Lager, was mit seiner ambulanten Lebensweise zusammenhängen mag. Nill hatte das seltene Glück, Ameisenfresser in seinem Stuttgarter Tiergarten zu züchten, wobei eine Trächtigkeitsdauer von 190 Tagen festgestellt wurde. Das Weibchen wirft nur ein Junges und schleppt dieses lange Zeit auf dem Rücken mit sich herum.

Große Grabkünstler sind auch die gleichfalls südamerikanischen Gürteltiere, einsiedlerische Bewohner der großen, sandigen, spärlich bewachsenen Ebenen, niemals im eigentlichen Walde zu finden. Während ihre fossilen Vertreter, wie das sagenumwobene Glyptodon, Nashorngröße erreichten, werden sie heute höchstens 1,5 m lang. Das Charakteristische an den plumpen, schweinsohrigen, langschnauzigen, starkschwänzigen und kurzfüßigen Geschöpfen ist der dem Rücken aufliegende Gürtelpanzer und bei einer Art das Vermögen, sich igelartig zu einer Kugel zusammenzurollen. Gewöhnlich aber nehmen bedrängte Gürteltiere ihre Zuflucht zu Grabkünsten, auf die sie

Digitized by Google

sich so meisterlich verstehen, daß sie vor unseren Augen buchstäblich im Erdboden zu versinken vermögen. Tagsüber schlafen sie ohnedies in ihren gewöhnlich am Fuße von Termitenbauten angelegten Höhlen, und eine Form lebt nach Maulwurfsart sogar ganz unterirdisch. So plump, stumpfsinnig, dumm, wehrlos und unbehilflich die Gürteltiere sind, so friedfertig, harmlos und gutmütig sind sie auch. Eine dem Kampf ums Dasein in der Gegenwart nicht mehr gewachsene, überlebte, baldigem Untergang geweihte Tiergruppe!

Panzerritter und Burgbauer sind auch die merkwürdigen Schuppentiere Afrikas und Südasiens, wo sie gleichfalls den Ameisen und Termiten nachstellen. Auch sie sind ziemlich geistesschwach, aber doch etwas besser für das Leben in diesem irdischen Jammertal ausgerüstet als die Gürteltiere. Vor allem ist die Bepanzerung eine ganz andere, und zwar derart angeordnet, daß das absonderliche Geschöpf verblüffende Ähnlichkeit mit einem riesigen Tannenzapfen gewinnt. Bei Gefahr rollt es sich unter schwachem Fauchen wie ein Igel zu einer undurchdringlichen Panzerkugel zusammen, und die äußerst scharfkantigen Schuppen stehen dann derartig ab, daß man sich beim Anfassen leicht schmerzliche Verletzungen an den Händen zuzieht. Von der fabelhaften Muskelkraft des langen Schwanzes kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man Vosselers schöne Beobachtungen über gefangene Schuppentiere liest. Waren diese doch, nur am äußersten Schwanzende ganz frei aufgehängt, imstande, sich von da aus vollkommen aufzurollen, und ebenso vermochten sie sich an einer Wand senkrecht aufzurichten und dabei nur auf der äußersten Schwanzspitze zu stehen. Da kann es kaum wundernehmen, daß die Schuppentiere mit Hilfe ihres Schwanzes auch ganz vortrefflich zu klettern vermögen, wobei die starken, nach unten gebogenen Krallen der Vorderfüße mitwirken wie Enterhaken. Sonst leisten die Vorderfüße auch bei der Wühlarbeit vortreffliche Dienste, nicht aber bei dem zierlich trippelnden Lauf, der auf den Hinterfüßen erfolgt, immerhin so schnell, daß das schweinsköpfige und rüsselschnauzige Tier förmlich dahinzugleiten scheint.

Die letzte Gruppe der Zahnarmen bilden die den feuchten Urwäldern Südamerikas angehörigen Faultiere, recht vorsintflutliche Geschöpfe von überlebtem, kläglich hilflosem Typus, stumpfsinniger Gleichgültigkeit gegen alles, was ihnen nicht als freßbar ins Maul hineinwächst, und einer sprichwörtlich gewordenen Träg-

Digitized by Google

heit, die gar nicht mehr in unsere Zeit hineinpassen will, sondern wie ein sagenhaftes Überbleibsel aus eisgrauen Urzeiten anmutet. Ein runder Affenkopf mit unsäglich blöde blickenden Äuglein, lange, muskulöse Arme mit riesigen Krallen, im übrigen ein formenloser, wirrer, struppiger, heufarbiger Klumpen, das ist das Faultier. Gewöhnlich hängt der wohlbeleibte Patron mit den Krallen an einem wagerechten Ast angeklammert, den Rücken zur Erde gekehrt, und in dieser Stellung verträumt er den Tag und beginnt erst mit Einbruch der Dämmerung gemächlich das Laub abzuweiden und in engem Umkreise mit bedächtiger Behäbigkeit herumzuklettern. Er ist also ein typisches Baumtier wie viele Affen, aber während diese das weite Reich der Baumwipfel frei und schrankenlos beherrschen, ist das Faultier zum elenden Baumsklaven geworden, und auf der Erde vollends kann man sich kaum etwas Unbeholfeneres und Hilfloseres denken als diesen struppigen Gesellen, der bald im üppigen Überflusse schwelgt, bald tagelang bitteren Hunger leidet, weil er zu faul ist, den abgeweideten Baum zu verlassen und auf den nächsten hinüberzusteigen. Auch die unglaubliche Zähigkeit, mit der das Faultier an dem einmal als Ruheplätzchen erwählten Äste festhält, die Stumpfheit seiner Sinne, die Kläglichkeit seiner Stimme, seine Gleichgültigkeit gegen die fürchterlichsten Schmerzen und seine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen Gifte und Verwundungen sprechen dafür, daß es auf der Stufenleiter des Säugetierreiches auf einer sehr niedrigen Staffel steht.

Um gleich bei den niedrigsten Formen des heute auf etwa 6300 bekannte Arten geschätzten Säugetierheeres zu bleiben, seien hier von Kloakentieren kurz Schnabeltiere und Ameisenigel genannt, beide Bewohner des fünften Weltteils, beide mit raschen Schritten als Überbleibsel entschwundener Erdperioden dem völligen und wohl kaum vermeidbaren Aussterben zueilend. Ein Säugetier mit einem Maulwurfspelz und einem Entenschnabel, ein Säugetier mit Gänselatschen und Hahnensporen, ein Säugetier, das zu alledem noch Eier legt und diese ausbrütet — klingt das nicht wie ein wundersames Märchen, würde es uns nicht ganz und gar unglaublich erscheinen, wenn es nicht durch die bestimmtesten Tatsachen fest und unerschütterlich verbürgt wäre? Übrigens legt das Schnabeltier nur einmal jährlich, und die Eier haben nicht die harte Kalkschale der Vogeleier, sondern die weiche der Kriechtiereier. An ruhigen, langsam strömenden

Digitized by Google

und reichlich von Pflanzen durchwucherten Flüssen und Altwässern wohnt das hochinteressante Tier in weitläufigen, sinnreich genug angelegten Erdbauen und ernährt sich hier hauptsächlich von Süßwassermuscheln, die es in seinen Backentaschen aufspeichert und für die es in seinen Hornzähnen ein vorzügliches Zerkleinerungsinstrument besitzt. Unablässige Verfolgungen haben das Schnabeltier überaus scheu und vorsichtig gemacht; doch soll man es nach den Berichten australischer Jäger anspringen können wie einen Auerhahn. Auch der Ameisenigel, ein kleines Stachelschwein mit einem Igelkopf und einer Spechtzunge, ist eierlegend. Er legt aber nur ein einziges, pergamentschaliges und großdotteriges Ei, das nicht im Neste, sondern in einem sich eigens zu diesem Zwecke bildenden und später wieder verschwindenden Brutbeutel ausgebrütet wird, in dem auch das sich sehr langsam entwickelnde Junge noch geraume Zeit verbleibt. Der Ameisenigel, der, wie schon sein Name besagt, hauptsächlich von Ameisen lebt, ist gleichfalls Nachttier und bewohnt das Gebirge, wo er in trockenen Wäldern eifrig seine Gänge und Höhlungen gräbt und nach Einbruch der Dämmerung ganz nett und hurtig einhertrippelt, beim geringsten Anzeichen von Gefahr aber sich sofort zu einer schwer anzufassenden Stachelkugel zusammenballt. Er ist übrigens ein recht mutiger und verhältnismäßig kräftiger, kleiner Gesell.

Eine weitere höchst eigentümliche und merkwürdige Gesellschaft beherbergt Australien in seinen Beuteltieren, von denen die für diesen Erdteil so charakteristischen Kängurus uns am bekanntesten und vertrautesten geworden sind. Der trockene Antilopenkopf mit den dummen Augen und den großen Ohren, die verkümmerten Vorder- und die riesig entwickelten Hinterläufe, der muskulöse Schwanz und seine mannigfache Verwendung in allen Lebenslagen, der sonderbare Beutel der Weibchen und seine lang währende Benutzung durch das Junge als Saugraum und Zufluchtsstätte, die überraschend kurze Tragzeit (beim Riesenkänguru nur 39 Tage!) und der damit in engster Verbindung stehende unfertige Zustand, in dem das bei den größten Arten noch nicht einmal mäusegroße Junge zur Welt kommt, der unbehilfliche und schwerfällige, humpelnde Gang der weidenden und im Gegensatze dazu die pfeilschnellen Riesensprünge (bis 10 m) der flüchtenden Tiere, die absonderliche Art und Weise der Nahrungsaufnahme wie des Ausruhens, der sichtliche Tiefstand aller geistigen Eigenschaften und die überängstliche Dummscheu des ganzen Wesens

Digitized by Google

— das alles erscheint uns überaus fremdartig. Wir haben es hier eben mit einem weit hinter der Schöpfung der Gegenwart zurückgebliebenen Relikt zu tun, das sich nur in dem von großen Umwälzungen unberührt gebliebenen australischen Erdteil erhalten konnte. Die schaffende und modelnde Natur hat sich hier in eine Sackgasse der tierischen Organisation verrannt und diesen Geschöpfen den Stempel unvollendeter Mittelmäßigkeit und gleichmäßiger Langeweile aufgedrückt. Die meisten Känguruhs sind Bewohner der weiten Grassteppen, doch fehlt es auch nicht an Baum-, Busch- und Felsenformen.

Abb. 17. Wombat.

Interessant ist, daß ein Einbürgerungsversuch mit Känguruhs, die in ihrer Heimat als geschätzte Jagdtiere gelten, in der Rheinprovinz zunächst vollkommen gelang. Die Tiere überstanden die härtesten Winter sehr gut, dehnten ihre Streifzüge bis zur Eifel und zum Taunus aus, vermehrten sich reichlich und taten nie Schaden, wurden aber leider in einem Winter, wo die Aufsicht infolge besonderer Verhältnisse eine nachlässige war, von gewissenlosen Wilddieben an den Futterplätzen zusammengeschossen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn irgendein wohlhabender Jagdherr diesen aussichtsreichen Versuch wiederholen wollte.

Digitized by Google

Die Natur hat sich anscheinend darin gefallen, innerhalb des Beuteltierkreises alle Typen der verschiedenen Tierstämme in entsprechend abgeänderter Form hervorzubringen. So stellt die nach Art der Springmäuse sich bewegende, nach Knollen und Wurzeln grabende und deshalb unter Umständen recht schädliche Känguruhratte den Mäusetyp, der behäbige, in Baumwipfeln kletternde Koala den Bärentyp dar. Der hübsch gezeichnete, wollig behaarte, unglaublich träge, von Baumblättern lebende Tüpfelkuskus, ein ausgesprochenes Nachttier, erinnert an die Faultiere Amerikas, der verschlafene, übellaunische, auch kleine Wirbeltiere überfallende, wennschon recht dumme Fuchskusu an unsere Marder, denen er wenigstens an Schönheit des Fells und — Gestank nichts nachgibt. Die Beutel- und Zuckerhörnchen besitzen eine zwischen den Beinen ausgespannte Flughaut, die die Dienste eines Fallschirmes versehen muß und ihre auch sonst vorhandene große Ähnlichkeit mit den bekannten Flughörnchen zu einer fast verblüffenden macht. Der feiste, im humpelnden Watschelschritt erst nach völligem Einbruch der Nacht aus seiner Erdhöhle zum Vorschein kommende Wombat (Abb. 17) klingt in mancher Hinsicht an unseren biederen Meister Grimbart an. Aber er ist ein Trotz- und Querkopf sondergleichen, im übrigen von einer ungeheuren „Wurschtigkeit" erfüllt; ihm ist sozusagen alles auf der Welt „schnuppe". Ein echtes Raubtier ist der schön zebraartig gestreifte Beutelwolf (Abb. 18), und zwar trotz seiner bescheidenen Größe ein recht wildes und bösartiges. Als eine lichtscheue vierfüßige Eule stellt sich der häßliche, vierschrötig gebaute Teufelbeutler dar, der von den australischen Ansiedlern als ein blutgieriger Geflügelmörder gefürchtet wird. Auch Beutelmarder, Beutelottern usw. gibt es, und der Name besagt genug. Höheres Interesse für uns

Abb. 18. Kopf des Beutelwolfes.

Digitized by Google

beansprucht die Beutelratte Nordamerikas, das höchstens katzengroße Opossum, gleichfalls ein grimmiger Räuber, der auch ein geschätztes Pelzwerk liefert, im übrigen aber ein höchst langweiliger und seines kahlen Rattenschwanzes wegen auch recht häßlicher Gesell ist.

Als schwachgeistige, träge und stumpfsinnige Wesen müssen trotz ihres verlockenden Namens auch die wasserbewohnenden Sirenen gelten. Freilich wissen wir eigentlich herzlich wenig über diese ihrer Abstammung nach rätselhaften, ihrer Lebensweise nach höchst merkwürdigen Tiere. Immerhin verdanken wir dem Eifer Klunzingers einige nähere Nachrichten über den plumpen, 5 m lang werdenden Dugong, der in allen Gewässern des Indischen Meeres, auch im Roten Meere, zu Hause und in seiner ganzen Erscheinung dem Wasserleben vollkommen angepaßt ist. Wenn die scharf beobachtenden Araber diese kurz- und dickschnauzigen Ungetüme Näkhe el bahr (Kamelstute des Wassers) oder Djilid (der Ledrige) nennen, so treffen sie damit jedenfalls eher ins Schwarze als wir Deutsche, die wir sehr poetisch, aber wenig bezeichnend von einer Seejungfer oder Seemaid sprechen. In den genannten Meeren bekommt man diese derben „Seejungfern", die zum mindesten recht vierschrötige „Küchendragoner" sind, häufig genug zu sehen, denn sie sind nicht eben scheu, umgaukeln vielmehr in kleinen Trupps gern die Fahrzeuge in schlangenförmigen Windungen, fortwährend auf- und niedertauchend, hier und da die halbmondförmige Schwanzflosse aus der Flut hervorstreckend. Alle 3—5 Minuten kommen sie mit dem ungefügen, glotzäugigen Kopf an die Oberfläche, um unter dumpfem Schnauben Atem zu holen. Das Weibchen soll nach Klunzinger ein volles Jahr trächtig gehen, im seichten Wasser gebären, nach zwei Tagen wieder in die Tiefe tauchen und hier das Junge ein weiteres Jahr lang säugen; öfters sieht man auch das Junge auf dem Rücken seiner Mutter reiten. Alle Sirenen sind harmlose und friedliche Pflanzenfresser, worauf schon ihre dicken Lippen hinweisen, freilich mit einem ganz gehörigen Appetit begabt. So rechnet Freund einem in der Gefangenschaft gepflegten Exemplar nach, daß es täglich 10,5 kg Vallisnerienkraut oder 15 kg Endivienſalat verspeiste. Sie weiden am Grunde der Gewässer, entnehmen ihre Nahrung also nicht der Oberfläche wie die Wale. Da das kalbfleischähnliche Wildbret des Dugong als vorzüglich gilt, wird er eifrig verfolgt, indessen ist die Jagd nicht ungefährlich, da das mächtige Tier in der Bedräng-

Digitized by Google

nis blindwütend und mit erstaunlicher Kraft um sich schlägt. Aus der Haut fertigen sich die Eingeborenen zähe Schilde, aus den Knochen Armbänder, aus den Zähnen Rosenkränze. Wie Semper erzählt, gilt der erste Halswirbel auf den Philippinen und Palau-Inseln als Orden und wird vom „König" allergnädigst für besondere Verdienste und mit der Vorschrift „als Armband am Handgelenk zu tragen" verliehen. Die Anlegung dieses merkwürdigen Ordens gestaltet sich aber zu einer höchst schmerzhaften Operation, bei der die Finger fest zusammengeschnürt und von einigen kräftigen Männern an einem Tau durch den engen Wirbel gezogen werden, während andere den glücklich-unglücklichen Dekorierten festhalten; gar nicht selten geht dabei der Daumen verloren. Um wie viel schmerzloser und angenehmer kommt doch da bei uns der „rote Piepmatz" ins Knopfloch geflogen.

Um nun gleich zu den Riesen unter den Seesäugetieren überzugehen, so sei bezüglich der Wale, der größten tierischen Naturgebilde, vor allem daran erinnert, daß sie eine großartige Rückanpassung ans Wasserleben bei einem schon zu Landformen emporgestiegenen Tierstamme darstellen und wahrscheinlich doppelten (Zahn- und Bartenwale) Ursprungs sind. Darüber belehrt eine Untersuchung der Embryonen, die z. B. noch eine Andeutung der hinteren Gliedmaßen sowie Geruchsnerven und eine stärkere Behaarung besitzen, also die Anpassung an das Leben im Meere noch nicht so weit ausgebildet haben. Nach der Geburt sind dagegen die beiden Nasenlöcher zu einem vereinigt, das weit auf die Stirn heraufgerückt erscheint und lediglich der Atmung (das „Spritzen" der Wale!) dient, während jede Riechfunktion, wie sie doch wenigstens andeutungsweise selbst die Fische besitzen, wegen des gänzlichen Fehlens von Geruchsnerven völlig aufgehört hat. Dagegen sind Auge und Gehör äußerlich zwar klein, aber dennoch leistungsfähig genug. Dieses zeigt in seinem Bau mancherlei Eigentümlichkeiten, so eine nierenförmige Pupille, eine oft metallisch glänzende Regenbogenhaut, eine kugelartige Linse und eine in ihrem vorderen Abschnitt stark abgeplattete Hornhaut, was in dem abweichenden Lichtbrechungsvermögen des Wassers begründet erscheint. Ein äußeres Ohr fehlt, und auch der Eingang zum Gehör ist ganz winzig. Dafür ist gewissermaßen die ganze Hautoberfläche Ohr, der ganze Schädel Trommelfell. Auch hier sehen wir wieder eine weitgehende Anpassung an die Schallverhältnisse des

Digitized by Google

Wassers. Einen über dessen Oberfläche abgefeuerten Kanonenschuß hört der Wal nicht, aber gegen die geringste Erschütterung des Wassers selbst ist er sehr empfindlich, wie denn auch die gesellig lebenden Arten sich durch Schläge mit der Schwanzflosse gegenseitig Mitteilungen machen sollen. Die Barten (der Name „Fischbein" ist so unpassend wie nur möglich, da es sich weder um einen Fisch noch um ein Bein = Knochen handelt) bezeichnet Kükenthal, der sich von allen deutschen Gelehrten wohl am eingehendsten mit der aus naheliegenden Gründen überaus schwierigen Erforschung der Waltiere befaßt hat, als eine mächtige Hornwucherung der den Oberkiefer und Gaumen umsäumenden Haut. In der Tat wachsen ja auch abgenutzte Barten ebensogut nach wie Nägel und Haare. Jedenfalls stellen diese eigenartigen, dicht nebeneinander stehenden und so einer Bürste gleichenden Gebilde, deren längste (bis 5 m!) stets in der Mitte sich befinden, einen geradezu wundervollen Seihapparat dar, der dem Meeresriesen die ihm eigene Art der Nahrungsaufnahme ermöglicht, weil in dieser Bartenbürste allerlei kleine pelagische Lebewesen hängenbleiben müssen. Der Wal schöpft nämlich das Oberflächenwasser mit seinem weit geöffneten Unterkiefer wie mit einem Suppenlöffel und schließt dann das Maul, wobei die Barten infolge ihrer Elastizität sich nach hinten biegen, und der Zungenwulst sich dem Gaumendach nähert, so daß die Mundhöhle bedeutend verengert wird. Das geschöpfte Wasser fließt seitlich zwischen den Bartenplatten ab, die mit ihm aufgenommenen Meerestierchen aber bleiben am Gewirr der Bartenbürste hängen und werden nun verschlungen. Wenn der Riese naturgemäß auch viel Nahrung braucht, so kann man ihn nach alledem doch unmöglich einen grimmigen und blutdürstigen Tyrannen nennen. Und doch ist er der fast unbestrittene König der Meeresfauna, König allein schon durch die erdrückende Wucht seiner Persönlichkeit. Die sehr beweglichen und gefräßigen Furchenwale nehmen übrigens auch massigere Nahrung zu sich, insbesondere Fische und Kopffüßer; so fand Egede im Magen eines erlegten Finwals über 1000 kg Heringe! Die die Furchenwale auszeichnenden, eng stehenden Längsfalten auf der Unterseite wirken beim Schöpfen der Nahrung wie die Fächer eines Portemonnaies oder die Züge einer Ziehharmonika. Da der Kopf den gewaltigen Bartenapparat bergen muß, ist er natürlich von entsprechender Größe und steht daher zum Körper in einem gewissen Mißverhältnis (beim

Digitized by Google

Grönlandswal ist dieses Verhältnis 1:3), was um so stärker und auffallender hervortritt, als ein Halsabschnitt sich überhaupt nicht erkennen läßt. Das bis auf ganz spärliche Reste verschwundene Haarkleid wird in unübertrefflicher Weise durch die starke Transchicht ersetzt, die als schlechter Wärmeleiter die Wärmeökonomie des riesenhaften Tieres gerade beim Wasserleben vorzüglich zu regeln vermag. Dabei ist die Transchicht infolge ihres geringen Gewichtes kein Ballast, erleichtert vielmehr das Schwimmen, gerade wie die porösen, völlig mit Fett getränkten Knochen. Die sehr geräumigen Lungen gestatten ein Einatmen der Luft auf Vorrat, und nach Kükenthal sollen Bartenwale 25, Entenwale sogar 45 Minuten unter Wasser bleiben können. Hautmuskeln und Hautdrüsen fehlen. Eine Ausnahme machen die Milchdrüsen des Weibchens. Sie sind von einer Ringmuskulatur umgeben, die dem Jungen die Milch kräftig ins Maul spritzt; da beim Saugen dessen Schnauze von einer Zitzentasche völlig umfaßt wird, kann die Milch mit dem Meereswasser überhaupt nicht in Berührung kommen. Wir wissen durch Kükenthal, daß die Wale anhängliche Gatten und treue Mütter sind, aber sonst ist uns über ihr Liebesleben eigentlich herzlich wenig bekannt. Einen großartigen Anblick aber muß es darbieten, wenn der ungefüge Freier seine Reize vor dem auserkorenen Weibchen entfaltet, erregt durch die Fluten plätschert, den Riesenleib über das Wasser emporschnellt, sich wohl gar auf den Kopf stellt und mit Donnergetöse wieder zurückfallen läßt, oder wenn zwei eifersüchtige Walbullen im wogenden Meere ihren Gigantenkampf ausfechten. Womöglich noch schlechter sind wir über die geistigen Eigenschaften der Wale unterrichtet, indessen bleibt es eine auffallende Tatsache, daß ihr Gehirn sehr schwer und auch sonst gut entwickelt ist. Wahrscheinlich erreichen die Wale ein ihrer Größe und geringen Vermehrungsfähigkeit entsprechendes Alter. Wenigstens wurde einmal einer erbeutet, der eine in seinem Fleisch eingewachsene und mit dem Schiffsnamen gezeichnete Harpune über 50 Jahre mit sich herumgetragen hatte. Ob aber dem so vorsintflutlich anmutenden Geschlecht als solchem noch eine lange Dauer beschieden sein wird? Man möchte es stark bezweifeln. Die Worte Fischbein, Tran und Ambra geben wohl die richtige Antwort. Der Allwürger Mensch vernichtet schonungslos auch diese harmlosen Riesen, auch diese reckenhaften Könige des Meeres. Solange der Walfänger vom schwanken Boote aus mit nerviger Faust

Digitized by Google

die zitternde Harpune in den klotzigen Riesenleib schleudern und sich dann oft vor den gewaltigen Schwanzschlägen des erboßten und verwundeten Ungetüms flüchten mußte, war es ein ritterlicher Kampf; seit vom sicheren Bord des Dampfers aus nach einem Fingerdruck die Kanone ihr tödliches Explosivgeschoß dem armen Giganten meuchlings zusendet, ist es ein brutales Morden, ein schonungsloses Hinschlachten geworden. Die verbesserten Hilfsmittel moderner Zerstörungstechnik leiten die Todesstunde des Königs der Meere ein. Hat doch erst im vorigen Jahre der norwegische Polarforscher Sverdrup zu einem gewinnbringenden Vernichtungsfeldzuge gegen die grönländischen Wale aufgefordert. Allerdings ist der schweizerische Naturforscher Sarasin gegen diese schnöde Spekulation mit solcher Entrüstung, mit solchem Nachdruck und Erfolg aufgetreten, daß sich die dänische Regierung erfreulicherweise veranlaßt sah, ihr Veto einzulegen. Zunächst ist also diese Gefahr glücklich abgewendet. Aber auf wie lange? Geldverdienst und Idealismus vertragen sich nicht zusammen, und die großartigste Tierschöpfung der heutigen Natur wird zweifellos schließlich doch die Zeche bezahlen müssen. Nur die Schaffung von Schonrevieren und die strenge Durchführung weidmännischer Jagdgesetze könnte vielleicht das Verderben noch aufhalten.

Ähnliches gilt auch von dem Seebären, der seines wertvollen Felles halber gleichfalls den unerbittlichsten Verfolgungen ausgesetzt ist. Ihre Paarungsplätze haben diese zu den Ohrenrobben gehörigen Tiere an der Ostküste Kamtschatkas und den ihr vorgelagerten Eilanden sowie am gegenüberliegenden Strande Nordamerikas, während sie im nördlichen Japan Winterquartiere zu beziehen pflegen und hier durch fleißigen Fang von Schellfischen Kräfte für die Paarungszeit sammeln. Schon im Januar wandern sie langsam wieder gen Norden, und auf öden Felsenküsten entfaltet sich dann dort später ein hochinteressantes Haremsleben, eine richtige Paschawirtschaft. Wie Sljanin berichtet, hat jeder alte Bulle 10—15 Weibchen bei sich, die er gewaltsam und roh genug zusammentreibt und mit eifersüchtiger Strenge bewacht. Zunächst finden unter den Bullen erbitterte Kämpfe um Platz und Weiber statt, und die abgeschlagenen und jüngeren Stücke tun sich zu einer Art Junggesellenklub zusammen, ohne den Paschas wieder ins Gehege zu kommen. Im Juni oder Juli werfen die Weibchen ihr einziges Junges, das sie im Vorjahre empfangen hatten, und nun findet die neue Paarung statt. Mit solcher Hingabe

Digitized by Google

widmen sich diese leidenschaftlichen und heißblütigen Bewohner der kältesten Meeresfluten dem Fortpflanzungsgeschäft, daß sie während dieser ganzen, etwa zwei Monate andauernden Zeit keinerlei Nahrung zu sich nehmen. Schließlich zieht aber doch die ganze Gesellschaft, falls sie nicht inzwischen von gewinnsüchtigen Menschen abgeschlachtet wurde, in abgemagertem und ausgemergeltem Zustande samt den spaßhaften Babys wieder zum Meere hinab, wo nun Spiel und Fischjagd wieder zu ihrem Rechte kommen, und auch der Haarwechsel einsetzt. Ein ähnliches Familienleben führt auch der besonders von der kalifornischen Küste bei San Franzisko her gut bekannte, über 4 m lang und über 600 kg schwer werdende Seelöwe. Das interessante Tier gelangt neuerdings häufig in unsere zoologischen Gärten, wo es sich durch seine große Zahmheit und überraschende Intelligenz viele Freunde erworben hat.

Nicht viel besser als Seelöwen und Seebären ergeht es der brutalen Mordlust des habgierigen Menschen gegenüber auch den eigentlichen Seehunden, die in einigen Arten bekanntlich auch unsere deutschen Meere bewohnen oder vielleicht bald bewohnt haben werden, da ja jetzt unter dem Beifall engherziger Fischereiinteressenten sogar von einem offiziellen Übereinkommen der baltischen Staaten die Rede ist, das die Ausrottung (!) der Seehunde zum ausdrücklichen Zweck hat. Daß ihnen auch anderwärts übel genug mitgespielt wird, mag nachstehende Mitteilung beweisen: Anfang April 1889 hatten ungeheure Eismassen die Mündung des St. Lorenzstromes vollgepackt. Darauf lagerten unabsehbare Scharen grönländischer Seehunde, die, nachdem der Schneesturm sich gelegt hatte, von den Anwohnern als willkommene Beute betrachtet wurden. Männer und Weiber, Kinder und Greise aus meilenweitem Umkreise drangen mit Hacken, Knüppeln usw. auf die wehrlosen Tiere ein, denen die fest zusammengepreßte Eismasse jeden Fluchtversuch unmöglich machte. Das abscheuliche Gemetzel wurde tagelang fortgesetzt und nicht einmal während der Nächte unterbrochen. Im ganzen sollen bei dieser wahnsinnigen Schlachtorgie 150000 Seehunde erschlagen worden sein! Muß da dem Tierfreunde nicht die Röte der Scham und der Entrüstung ins Gesicht steigen, wenn er von solch blutigem Naturfrevel liest? Tragödien der Tierwelt! Wann endlich wird es der vielgepriesenen Kultur einmal gelingen, den Menschen aus einer brutalen, mordsüchtigen Bestie wirklich zum Menschen im edlen Sinne des

Digitized by Google

Wortes zu machen? Und doch ist gerade der Seehund mit dem runden Kinderkopf, dem Greisenschnauzbart, dem schönen Gebiß und den klug und freundlich blickenden Augen ein überaus anziehendes Geschöpf. Ihrer Abstammung, ihrer ganzen Organisation und ihrem ganzen Wesen nach sind die Seehunde dem Wasserleben angepaßte Raubtiere, natürlich in erster Reihe Fischjäger. An dem völlig unmodellierten Leib nehmen sich die stummelhaften Gliedmaßen wie amputiert aus, aber „gerade das Paradoxe ihrer Erscheinung verleiht ihnen eine nicht geringe Anziehungskraft" (Jaeger). Im Stehen erinnern sie an einen kurzbeinigen Dackel, wenn sie mit gekrümmtem Rücken überraschend schnell einherhüpfen, an einen Marder, wobei die „Ruderhände wie Eselsohren herumschlagen, als ob sie gar nicht zu dem Tiere gehörten". Ihre volle Gewandtheit entwickeln die auch geistig sehr begabten Seehunde freilich erst im Wasser, und man wird nicht müde, dann ihrem munteren Spielen, Tauchen, Plätschern und Jagen zuzusehen. Aber die Stimme! Durch Mark und Bein geht dieses nervenpeinigende und doch so ausdrucksvolle Gebrüll mit seinem kläglich jammernden Tonfall. Das Walroß mit den mächtigen Hauzähnen hat nicht das Anmutige und Gewinnende der eigentlichen Seehunde, sondern eher etwas Abschreckendes, das freilich bei näherer Bekanntschaft mit dem Tiere nicht lange vorhält. Immerhin ist sein ganzes Gebaren zu einförmig, als daß es mit dem des Seehundes um die Gunst des tierfreundlichen Menschen wetteifern könnte.

Um wieder aufs Festland zurückzukehren, sei aus dem großen Heer der Nagetiere hier zunächst ein Verwandter unseres vielverfolgten Freund Lampe genannt, der in den asiatischen Steppen heimische, hier und da seinen Verbreitungsbezirk aber auch ins europäische Rußland hinein vorschiebende, fossil auch in Deutschland vorkommende Zwergpfeifhase. In Größe, Gestalt und Haltung klingt er schon deutlich an das allbekannte Meerschweinchen an, und die kurzen Ohren, die kaum verlängerten Hinterbeine, der äußerlich gar nicht sichtbare Schwanzstummel und das wie geschwollen aussehende, ein wenig ramsnasige Gesicht unterscheiden ihn auf den ersten Blick unverkennbar von allen Formen des Feldhasen. Seinen Namen hat das eine durchaus nächtliche Lebensweise führende Tierchen davon, daß es zur Paarungszeit im Frühjahr ein eigenartiges Pfeifen hören läßt, das jedoch keineswegs wachtelartig klingt, wie Brehm

Digitized by Google

auf Grund falscher Berichte angibt, sondern vielmehr aus 5—8 einsilbigen, sehr fremdartig anmutenden, metallisch klingenden und in der Tonhöhe allmählich sinkenden Pfiffen besteht. Von eigenartigem Zauber ist diese absonderliche Balzarie in mondhellen Sommernächten auf der stillen, eintönigen Steppe. „Nicht minder anziehend war es auch," sagt Lindholm, dem wir die besten und eingehendsten Mitteilungen über das Leben des Zwergpfeifhasen verdanken, „wenn sich an einem schwülen Sommernachmittage der Himmel mit dicken, grauen Wolken bedeckte, das Wetterleuchten am Horizont hin und wieder zuckte, und jene Stille, die einem Gewitter gewöhnlich voranzugehen pflegt, ihren Fittich über die scheinbar in Erwartung des Kommenden lautlos gewordene Steppe ausbreitete. Die liederfrohen Lerchen sind verstummt und ducken sich unter die Büsche des Seidengrases, die Murmeltiere und Zieselmäuse haben sich in ihren Höhlen verborgen, und trüb und blaß erscheinen die Blumen der Iris und Pulsatilla, die noch eben, von der Sonne beschienen, in lebhaft leuchtenden Farben prangten. Dann, wenn so alles im ganzen Umkreis, soweit das Auge reicht, farb- und leblos erscheint, und die Steppe den Höhepunkt ihrer Einförmigkeit und Verlassenheit erreicht hat, dann läßt der Pfeifhase seine Stimme ertönen, Zeugnis davon gebend, daß noch Leben vorhanden ist. Erstaunt, wie gebannt, bleibt der Wanderer stehen, lauscht den fremdartigen Tönen, und von dem ihnen innewohnenden Reiz bezaubert, achtet er nicht auf das Wehen des Windes, das den herannahenden Sturm verkündet, nicht auf die ersten schweren Tropfen des heraufziehenden Gewitters." Übrigens ist der Zwergpfeifhase keineswegs überall im Steppengebiet zu finden, denn er meidet ängstlich jedes Kulturland und bevorzugt ersichtlich rein jungfräulichen Boden, verlangt auch immer eine gewisse Deckung durch Buschwerk und gibt dabei den gestrüppartigen Miniaturwäldchen der Zwergpalme den Vorzug. Schädlich wird dieser hübsche Nager in keiner Weise, denn seine Hauptnahrung bilden feinblätterige Artemisia-Arten, und Getreidekörner soll er sogar in der Gefangenschaft völlig verschmähen. Er benimmt sich hier sehr nett und vernünftig, ist von allem Anfang an zahm und fällt nur durch sein lärmendes Herumtollen und lebhaftes Gepolter in der Nacht lästig. Die Wohnung des gesellig lebenden Tieres ist ein Erdbau mit geräumigem Kessel, zu dem 3—5 röhrenartige Gänge hinführen, einer in senkrechter, die anderen in schräger Richtung. Zur Stillung des Durstes muß ge-

Digitized by Google

wöhnlich der Morgentau genügen. Einen Winterschlaf hält der Zwergpfeifhase nicht, sondern führt dann zwischen Schneeschicht und Boden gewissermaßen ein unterirdisches Leben. In seinen Bewegungen und in seinem Benehmen steht er zwischen dem Meerschweinchen und dem Kaninchen mitten inne und erinnert an jenes namentlich durch sein leicht trottendes Laufen.

Dem Meerschweinchen in Gestalt und Bewegung ähnelt auch der Kammfinger Nordafrikas, der Gundi der Araber, nur daß er nicht gräbt, dafür aber ganz vorzüglich klettert. Auf Ästen hält er sich mit so krampfhafter Zähigkeit fest, daß man ihn kaum loszulösen vermag, und im Felsgewirr vollführt er die erstaunlichsten Turnerkünste und nimmt ganz sonderbar verzerrte Stellungen ein. Kammerer berichtet, daß alle seine Bewegungen schnell, aber mit einer gewissen Ungeschicklichkeit geschehen, und daß die Stimme bei Aufregung quiekend, bei Behagen trommelnd klingt, der des Meerschweinchens ähnlich, aber schwächer. Entgegen den Angaben Matschies sei das Tier ein eifriger Nager und pflege seine Lagerstätte recht weich und mollig auszupolstern. Daß der Kammfinger aber nicht trinken soll, wie Kammerer weiter angibt, möchte ich auf Grund eigener Erfahrungen doch bezweifeln. Felsiges, ödes Gelände, in dem er sich vortrefflich zu verbergen versteht, bildet den Wohnsitz des Gundi, und von da kommt er in der Dämmerung vorsichtig in die Kulturen herab, um die Getreidefelder ein wenig zu plündern, wobei er sich aber immer mit einem bescheidenen Anteil begnügt und nie eigentlich verheerend auftritt. Eher zeigt er bei der Auswahl seiner Nahrung eine wählerische Leckerhaftigkeit. Scheu ist er gerade nicht, aber schüchtern, ängstlich und furchtsam, dabei gutmütig und verträglich, jedenfalls kein Geisteshelb, wenn auch die Sinne, unter denen zweifellos das Gehör obenan steht, ziemlich gut entwickelt sind. Wie viele Nager, hält sich auch der Gundi peinlich sauber, ist daher völlig geruchlos und empfiehlt sich schon aus diesem Grunde in Verbindung mit seinen sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften nicht wenig für den Käfig des Tierliebhabers.

Die wilde Stammform des Meerschweinchens selbst lebt oder lebte in Peru, wo der hübsche, bunte Nager schon zu den Zeiten der Inkas gern als Haustier gehalten und — verspeist wurde. Von da brachten die Holländer das nette Tierchen schon im 16. Jahrhundert nach Europa, wo man auch wenig schöne, langhaarige Rassen herausgezüchtet hat, und wo es heute bald als Kinderspielzeug, bald als

Digitized by Google

wissenschaftliches Versuchsobjekt dienen muß. Im Gegensatze zu den Kaninchen kommen die jungen Meerschweinchen (gewöhnlich nur 2—3, selten 4—5) in auffallend weit ausgebildetem Zustande zur Welt, womit in Übereinstimmung steht, daß die Trächtigkeitsdauer beim Kaninchen nur 4, beim Meerschweinchen dagegen 9 Wochen beträgt. Die Jungen sind bereits völlig behaart, öffnen sehr bald die Augen, laufen schon nach wenigen Stunden hurtig herum, versuchen bereits nach einigen Tagen, ob es außer der Muttermilch nicht auch sonst noch etwas Genießbares in der Welt gibt, und die Weibchen werden gar schon in dem zarten Alter von 8 Wochen fortpflanzungsfähig.

Abb. 19. Agutti.

Südamerikaner ist auch der reizende, scharfsinnige und flüchtige Aguti oder Goldhase (Abb. 19), der namentlich in den Flußniederungen Nordbrasiliens recht häufig auftritt und in seinen Bewegungen fast an die zierlichen Zwergantilopen erinnert. Schwarzbraun und rötlichzitronengelb geringelt erscheint sein straffes, dicht und glatt anliegendes Haar, und rotgolden leuchtet es im Strahle der Sonne auf bei den anmutsvollen Wendungen und zierlichen Sprüngen des im Laufe immer einen ziemlichen Katzenbuckel machenden Tieres. Tagsüber hält es sich in hohlen Baumstämmen verborgen, aber die ganze Nacht hindurch streift es ruhelos auf der Nahrungssuche umher, stets auf

Digitized by Google

der Hut vor seinen zahlreichen Feinden. Gehör und Geruch sind sehr scharf, aber das Gesicht herzlich schlecht und das Geistesvermögen entschieden gering, obwohl der Aguti über ein auffallend gutes Ortsgedächtnis verfügt. Er ist schüchtern, ängstlich und furchtsam, einsiedlerischem Wesen zugeneigt, beweglich, nageluſtig und überaus reinlich. In der Gefangenschaft, wo er häufig auch zur Fortpflanzung schreitet, wird er zwar sehr zahm, bewahrt sich aber immer eine gewisse Selbständigkeit und bekundet entschieden mehr Orts- als Personenanhänglichkeit, gleicht also in dieser Beziehung der Katze. Den Jägern seiner Heimat ist der Aguti, dessen Wildbret an Wohlgeschmack demjenigen unseres Hasen weitaus nachsteht, ein verhaßtes Tier, weil die Hunde so sehr auf ihn versessen sind, daß sie in einem stark von Agutis bevölkerten Urwalde kaum zum Aufnehmen einer anderen Spur zu bringen sind.

Wohl in jedem zoologischen Garten bekommt man heutzutage den gleichfalls in Südamerika heimischen Sumpf- oder Schweifbiber zu sehen, der das als „Nutria“ hochgeschätzte Pelzwerk liefert, die Größe eines Fischotters besitzt, in seinem Aussehen aber mehr an eine Wasserratte als an einen Biber erinnert, zumal er nicht dessen „Maurerkelle“, sondern den häßlichen, kahlen Rattenschwanz besitzt. Auch sein Speisezettel ist ähnlich bunt zusammengesetzt wie der der Ratten, obschon Gras, das er sehr zierlich abzuweiden versteht, vor allem anderen den Vorzug erhält. In unseren Tiergärten pflegen sich diese großen Nager, die durch ihre Durchbrennergelüste der Verwaltung bisweilen viel zu schaffen machen, ohne Umstände fortzupflanzen und entfalten dann vor den Augen der Besucher ein gar anziehendes Bild innigen Familienlebens. Zudem sind sie ja recht bewegliche und aufmerksame Tagtiere, die ihre selbst gegrabenen Höhlungen in der Regel nur zum Übernachten aufsuchen. Zu größeren Landausflügen sind diese wichtigen Pelztiere wenig geneigt, weil sie infolge ihrer niedrigen Füße nur schlecht zu laufen vermögen, und der feiste Hängebauch dann beinahe auf dem Boden nachschleppt. Aber die Schwimmhäute zwischen den Zehen zeigen ja schon an, daß wir es hier mit einem ausgesprochenen Wassertiere zu tun haben, und das trifft denn auch im vollsten Maße zu, obschon der Schweifbiber lange nicht so gut zu tauchen wie zu schwimmen vermag. Da sich aus Tiergärten entwischte Schweifbiber monatelang bei uns im Freien vortrefflich gehalten haben, wären sachgemäß angestellte Einbürgerungs-

Digitized by Google

versuche gewiß aussichtsreich und lohnend, weil die Felle hoch im Preise stehen, und die Jagd auf den scheuen und bissigen Burschen wohl ebenso interessant ist wie die auf den Otter.

Der überaus weiche, seidenhaarige Pelz, aus dem schon die alten Peruaner (sie waren ja überhaupt viel erfinderischer als die heutigen) die feinsten Tuche zu bereiten verstanden, ist auch der Chinchilla (Abb. 20) der Anden zum Verhängnis geworden, denn mehr und mehr hat der habgierige Mensch diesen hübschen, lustigen, schnurrbärtigen, schönschweifigen, reichlich eichhörnchengroßen Nager in die ödesten und

Abb. 20. Chinchilla.

zerklüftetsten Felsenwildnisse des südamerikanischen Hochgebirges zurückgedrängt. Aber gerade solche in Einsamkeit und Grauen erstarrte Örtlichkeiten vermag das possierliche, auch von den Raubvögeln viel verfolgte Geschöpf in einer so anziehenden und angenehmen Weise zu beleben wie kein anderes. Auf allen Zacken, Zinken, Bändern und Vorsprüngen des Gefelses sitzen und hocken, klettern und laufen, rausen und belfern die niedlichen, wollhaarigen Dinger mit dem langen Seidenschweif, aus allen Spalten, Ritzen und Klüften schauen ihre lustigen, schnurrbartgezierten Köpfchen hervor, an den steilsten und senkrechten Wänden, wo immer nur die geringsten Unebenheiten ihren Füßchen noch einen Anhalt bieten, klettern und

Digitized by Google

steigen sie mit fabelhafter Gewandtheit empor, oft so blitzschnell, daß ihnen das Auge kaum zu folgen vermag. Die einen machen allerliebste Männchen, die anderen führen gar manierlich mit den Vorderpfoten Moos oder Wurzelwerk zum Mäulchen; die einen putzen sich still und artig das seidenglänzende Fell, andere schnauzen ihren Nachbar an, der aus irgendwelchem Grunde ihr Mißfallen erregt haben mag. Aber die geringste verdächtige Bewegung des Beobachters genügt, um die muntere Schar mit Blitzesschnelle in alle Winde oder vielmehr in alle Spalten der zerklüfteten Felswände zerstieben zu lassen, und wie mit einem Zauberschlage ist das eben noch so bunt bewegte, heitere und lebensfrohe Bild verschwunden. Lange freilich hält diese Zurückgezogenheit nicht an, denn eine grenzenlose Neugierde ist der hervorstechendste Charakterzug im Wesen der Chinchillas, die sich deshalb auch zwar nur schwer schießen, aber sehr leicht in Schlingen fangen lassen. Bald lugt hier, bald da wieder ein Köpfchen heraus, einer der hurtigen Gesellen nach dem andern kommt wieder zum Vorschein, und nach kurzem beginnt das alte Rennen und Laufen, Klettern und Spielen, Fressen und Necken, Putzen und Männchenmachen von neuem. In Chile wird die Chinchilla durch die wesentlich kleinere und sanftere Wollmaus vertreten; sie besitzt ebenfalls ein sehr feines, seidenhaariges Fellchen, das sie peinlich sauber zu halten bemüht ist. In den weiten, kahlen und dürren Ebenen des östlichen Südamerika aber tritt an Stelle beider die meerschweinchenartige Viscacha, deren Pelz wertlos, die aber durch ihre gesellige, nächtliche Lebensweise und ihre unermüdlichen Grab- und Wühlarbeiten für uns interessant ist. In patriarchalischer Gemeinsamkeit bewohnen die sehr vorsichtigen, beständig grunzenden, sich von Gräsern, Wurzeln und Rinden nährenden Tiere ausgedehnte, unterirdische Paläste, die sie fortwährend noch zu vergrößern suchen, und die deshalb schließlich ein verwirrendes Labyrinth von unzähligen Gängen, Kammern und Fluchtröhren darstellen, alles überraschend nett und reinlich gehalten, den Bewohnern offenbar zur größten Freude, dem Menschen aber häufig zum schweren Ärger gereichend, weil nur zu oft Pferde und Maultiere durch die Decke der seichten Gänge treten, dabei stürzen oder sich gar den Fuß brechen. Man geht deshalb den lästigen Nagern in kultivierteren Gegenden höchst energisch zu Leibe und ruft zu ihrer Vertreibung selbst Feuer und Wasser zu Hilfe.

Digitized by Google

Dies alles erinnert schon lebhaft an die bekannten Präriehunde Nordamerikas, die aber einer ganz anderen Gruppe von Nagetieren, nämlich den Murmeltieren, zugehören und ihren Namen von ihrer bellenden Stimme bekommen haben. Schon die flüchtige Beobachtung einer kleinen Präriehundkolonie, wie wir sie in unseren Tiergärten anzutreffen pflegen, gibt einen anschaulichen Begriff von dem munteren Leben und Treiben, das in einem ihrer großen „Dörfer" in der weiten, welligen Prärie herrschen mag. Auch dieser arme, niedliche und harmlose Bursche wird ja neuerdings seiner Wühlereien und Minierarbeiten wegen in den Vereinigten Staaten mit tückischem Gifte massenhaft vertilgt. Das Eigentümlichste ist, daß die Präriehunde in ihren Bauten oft auch ganz absonderliche Gäste beherbergen, die man eigentlich für schlimme Feinde der kleinen Nager halten sollte, nämlich die Klapperschlange und die Erdeule. Zahlreiche gute Beobachter behaupten nun aber, daß die Tiere sich gegenseitig nichts zuleide tun, vielmehr in friedlicher Gemeinschaft eine „glückliche Familie" bilden sollen. Jedenfalls sind die Einzelheiten dieser merkwürdigen und auffallenden Symbiose trotz ihrer großen Häufigkeit noch keineswegs genügend aufgeklärt. Bemerkenswert dürfte auch erscheinen, daß die Entfernungsbegriffe aller solcher in weiten, kahlen Ebenen gesellig lebenden Tiere übereinstimmenden Berichten zufolge sehr schlecht sein sollen. Aus eigener Anschauung kenne ich das Freileben der Präriehunde leider nicht, um so besser aber das ihres asiatischen Vetters, des gedrungen gebauten, dickwanstigen, die Murmeltiercharaktere noch schärfer zum Ausdruck bringenden Bobak. Wie manchen langweiligen Reisetag in dürrer Steppe hat mir die Beobachtung dieser possierlichen Nager erträglicher gestaltet! Der Bobak gehört zu den Winterschläfern, kommt aber schon zeitig im Frühjahr aus seinen tiefen, warm und mollig ausgepolsterten Erdbauen wieder zum Vorschein, und dann lauern schon Wolf, Adler und Nomade gierig auf sein zähes Fleisch.

Auch der rauhe Norden hat einen überaus geselligen Nager in Gestalt des sagenumwobenen Lemmings (Abb. 21). Der kleine Kerl hat den Zoologen schon Kopfzerbrechen genug gemacht, und nicht ohne Berechtigung nennt ihn A. Koch „ein Rätsel im Tierleben des Polarkreises". Das Rätselhafte an dem allerliebsten, kampflustigen, von dem Bulldoggenmute und Trotz des Hamsters beseelten, hübsch bunt gezeichneten Tierchen ist die Art und Weise seines Vorkommens. Lange

Digitized by Google

Jahre hindurch fehlt es in einer Gegend so gut wie völlig, um dann plötzlich in überwältigend wirkenden Massen aufzutreten, die sich nur mit den riesigen Schwärmen der Wanderheuschrecke vergleichen lassen. Natürlich wird unter solchen Umständen der Nahrungsvorrat einer Gegend bald aufgezehrt, und das Volk ist zur Auswanderung gezwungen. In blinder Hast und mit verbissenem Trotz eilt dann das Heer in einer bestimmten Richtung dahin, querfeldein, über Stock und Stein, über Berge und über Flüsse, keines Hindernisses achtend, mögen auch Tausende dabei zugrunde gehen, beständig verfolgt und umschwärmt von einem Begleitheere mordlustiger Feinde. Man hat

Abb. 21. Lemminge.

die Wahrheit solcher großartigen, ihrem Wesen nach noch keineswegs genügend erforschten Lemmingwanderungen wiederholt bezweifelt, aber neuere Forschungen haben sie doch bestätigt, und erst 1907 hat wieder eine in Schweden stattgefunden, über die mir auf eine Umfrage im „Kosmos" hin von dortigen Naturfreunden zahlreiche und anschauliche Berichte zugekommen sind. Diese Wanderung erstreckte sich über eine Fläche von 500 Quadratkilometern, und die Zahl der daran beteiligten Tiere wurde von Kennern auf mindestens 50 000 000 geschätzt. Im Gegensatze zu Brehm hat Koch die Tierchen durchaus nicht wasserscheu gefunden, sah sie vielmehr öfters auch ohne Not und mit sichtlichem Behagen im Wasser plätschern und schwimmen. „Immer von neuem setzten mich ihre ungeheuren Massen in Erstaunen. Ich sah und hörte Dutzende zu

Digitized by Google

gleicher Zeit. In ewiger Bewegung, in so hurtigem Laufe, daß das niedliche braungelbe Pelzröckchen ordentlich schwingt und zittert, hasten die ungemein lebhaften und erregbaren, putzigen Tierchen wie die Clowns in einem Zirkus hin und her, schlüpfen unter jeden Ast, unter jeden Stein, überklettern Felsen und durchschwimmen Gräben, quieken und fauchen, spielen und streiten und lassen Birkenlaub und Kiefernnadeln, Moose und Gräser unaufhörlich rascheln und schwanken. Gar liebe Geschöpfchen, deren drolliges Wesen und buntes Kleid mit dem Ernst der nordischen Natur eigentümlich kontrastierte." Als aber unser Gewährsmann im nächsten Sommer wieder in die Gegend kam und sich schon im voraus auf das Wiedersehen mit den Lemmingen freute, war all dieses tausendfältige, überquellende Leben wie durch bösen Zauber verschwunden und verstummt. „Von den Millionen, die sich in überschäumender Daseinsfreude so lustig und froh im Vorjahre getummelt hatten, schien keines, aber auch keines mehr übrig." Ähnliche Erfahrungen mußten auch andere machen, die die großartige, von heiliger Stille erfüllte Natur Lapplands zu bewundern kamen: der Lemming ist uns eben auch heute noch in dieser Beziehung das rätselhafteste Tier des Polarkreises.

Abb. 22. Stachelschwein.

So lieb ich auf den weiten Steppen Turkestans und der Bucharei den Bobak gewonnen habe, so wenig habe ich mich während meines langen Aufenthaltes in Nordafrika mit dem Stachelschwein (Abb. 22) befreunden können, obwohl ich oft genug auf sein braunrotes, übrigens keineswegs übelmundendes Fleisch angewiesen war, und obwohl ich beständig einige Stachelschweine auf meinem Hofe hielt. Sie zeigten sich hier aber allen Zähmungsversuchen unzugänglich und waren

Digitized by Google

und blieben von Anfang bis Ende höchst griesgrämige, langweilige, unliebenswürdige, mürrische, beständig von schlechter Laune geplagte Gesellen. Daß es aber auch in dieser Beziehung rühmliche Ausnahmen gibt, sah ich, als ich Vosseler in seiner Stuttgarter Wohnung besuchte, wo ein vollkommen zahmes und auf seinen Namen hörendes, aus der Hand fressendes Stachelschwein frei im Zimmer herumlief, dabei zwar manchen Unfug anstiftete, im ganzen aber sich doch so liebenswürdig zeigte, wie es einem Stachelschwein eben nur möglich ist. Trotzdem möchte ich die geistigen Eigenschaften des Stachelschweins recht niedrig einschätzen und Jaeger recht geben, wenn er es „ein stupides Nachttier" nennt. Die grunzende Schweinestimme und die furchterregenden, gewaltigen Meißelzähne machen das plumpe und unbehilfliche, aber friedfertige und harmlose, einsiedlerisch und verdrossen für sich dahinlebende Geschöpf auch nicht gerade anziehender. Seine bei der geringsten Veranlassung losbrechende Berserkerwut, wobei es die langen, spitzen, schwarzweißen Stacheln sträubt und unter lautem Rasseln schüttelt, wirkt freilich mehr belustigend und komisch als schrecklich. Die Stacheln, die gern zur Anfertigung von Federhaltern benutzt werden, sitzen so lose in der Haut, daß bei solchen Zornesausbrüchen häufig einige herausfallen, worauf das alte Märchen zurückzuführen zu sein mag, das Tier vermöge seine Stacheln wie Wurfspeere willkürlich gegen seine Verfolger abzuschießen. Die Araber Marokkos halten das merkwürdige Tier zwar für keines Schusses Pulver wert, stellen ihm aber doch eifrig nach, indem sie es in aus zähen Weidenruten geflochtenen, fischreusenartigen, mit Rüben oder süßen Kartoffeln geköderten Fangkörben erbeuten, die auf die nächtlichen Wechsel der nach Wurzelwerk lüsternen Stachelschweine oder in die Nähe ihrer Höhlen gelegt werden; das dumme Tier findet sich aus dieser primitiven Falle nicht wieder rückwärts heraus und gerät beim Versuche, sich umzudrehen, mit seinem Stachelkleide immer tiefer und unentwirrbarer in das Weidengeflecht, bis es schließlich ermattet und sich widerstandslos in sein Schicksal ergibt. Die Neue Welt beherbergt kletternde Stachelschweinformen, so den Urson der nordamerikanischen Wälder und den Baumstachler von der Ostküste Mexikos. Jener besitzt zwar kürzere und dünnere Stacheln als das Stachelschwein, die aber äußerst spitz sind, sehr locker sitzen und empfindlich zu verwunden vermögen, namentlich wenn das sehr reizbare Tier mit dem zu einer flachen Platte verbreiterten und gleichfalls

Digitized by Google

stachelbewehrten Schwanze bei unwillkommenen Annäherungen (und welche Annäherung wäre diesen Griesgramen willkommen?) plötzlich heftige Schläge nach oben führt. In den Waldungen wird der Urson äußerst schädlich, da er die Wipfel der Bäume so sauber wie mit einem Messer entrindet, und ein einziges Exemplar auf diese vandalenmäßige Weise in einem Winter wohl Hunderte von jüngeren Bäumen zugrunde richtet. Beim Baumstachler, einem der ausgesprochensten Nachttiere, muß der äußerst kräftige und muskulöse Wickelschwanz beim Klettern Hilfsdienste tun. Die Stacheln sind hier größtenteils unter langen, feinen, eisgrauen Haaren verborgen und an ihrer nadelscharfen Spitze mit einem abwärts gerichteten Widerhaken versehen.

Als ein höchst merkwürdiges Geschöpf muß die in Westasien heimische, aber auch schon in Südrußland und Rumänien, ja stellenweise in Ungarn und Galizien vorkommende Blindmaus bezeichnet werden, die nach Maulwurfsart ein vollkommen unterirdisches Leben führt, zwar keine Grabschaufeln, aber um so gewaltigere Nagezähne besitzt. Mit den kurzen Füßchen, dem dicken, großen Kopf ohne äußerlich sichtbare Augen, dem runden, plumpen Rumpf mit kurzen Beinchen und ohne Schwanzanhängsel gleicht das Tier einer lebenden, in silberblaugrauen Pelz genähten Walze, und diese Walze schiebt sich mit verblüffender Schnelligkeit durch das lockere Erdreich, alles Wurzelwerk mit den breiten, meißelscharfen Nagezähnen schonungslos zerbeißend und häufig große, aber auffallend flache Erdhaufen aufwerfend. Wie der Maulwurf, ist auch die Blindmaus von einsiedlerischem und mürrischem Charakter, unverträglich, mutig und bissig. Ich habe selbst einmal eine beim Wühlen die Erde aufstoßende Blindmaus mit der Hand ergriffen, aber ein schmerzhafter Biß belehrte mich recht empfindlich über die nicht zu unterschätzende Wehrhaftigkeit dieses Maulwurfs unter den Nagern. Bei ihren Wühlarbeiten beißt die Blindmaus harte Erdklumpen zunächst mit den Zähnen weg und schafft sie dann erst mit den Pfoten weiter; die riesigen Nagezähne ersetzen ihr also vollkommen die mangelnden Grabschaufeln. Auch unsere ostafrikanische Kolonie beherbergt in Georhynchus cinereo-argentatus einen höchst absonderlichen, in silbergrauen Pelz gehüllten Erdwühler. Das Tier besitzt umfangreiche Backentaschen zum Eintragen der ihm als Hauptnahrung dienenden Knollengewächse, hat auf der Erdoberfläche einen watschelnden Gang

Digitized by Google

und ist ein ebenso fleißiger Wühler wie arger Nager. Nach Vosseler verfügt es auch über kurze und quäkende, nicht scharfe und nicht weithin hörbare, eher dumpf klingende Stimmlaute.

Außer den reichlich dachsgroßen, mit ihrem langen Stachelkleide, der stattlichen Nackenmähne und der ewig zuckenden Schwanzplatte abenteuerlich genug aussehenden, aber sonst recht griesgrämigen und herzlich langweiligen Stachelschweinen traf ich in den von mir bereisten Gegenden Nordafrikas auch kleinere, weit zierlichere und behendere, anmutigere und anziehendere Nager, die sich rasch meine ganze Freundschaft gewannen. Ich meine vor allem die merkwürdigen Wüstenspringmäuse, die ja neuerdings auch unseren Tierliebhabern zugänglich geworden sind und sich hier gleichfalls in kürzester Zeit begeisterte Anhänger erworben haben. Will man aber ihre eigenartige Schönheit voll kennen, ihre wundervolle Anpassung an die Natur der Wüste ganz würdigen lernen, so muß man sie in Freiheit auf den rotgelben Sandhügeln selbst gesehen haben, wie sie in rasenden Riesensätzen mit unglaublicher Schnelligkeit wie fliegende Vögel mehr durch die Luft schießen als auf dem Boden dahineilen, oder man muß eine sternenhelle Nacht in der totenstillen Wüste erlebt haben, wenn der Vollmond sein bleiches, glitzerndes Licht ausgießt über unsere schimmernden Zelte, und die weiten, öden Sandflächen und die Springmäuse dann in der unsicheren Beleuchtung einhertanzen und vorüberhuschen wie unheimlicher Geisterspuk. Wie die meisten, echten Wüstentiere, offenbaren ja auch die Springmäuse erst bei flüchtender Bewegung die volle Grazie ihrer Erscheinung, die ganze entzückende Anmut ihres Wesens, obgleich sie auch beim aufrechten Sitzen schon einen recht netten Anblick gewähren. Es sind echte Kinder der Wüste: sandfarbig, fabelhaft scharfsinnig, anspruchslos, wenig wasserbedürftig, flüchtig im höchsten Grade, ängstlich, schüchtern, unruhvoll. Mit ihrem langen Quastenschwanz, den riesig verlängerten Hinter- und den arg verkümmerten Vorderbeinen erscheinen sie als die Känguruhs unter den Nagern, aber an Anmut und Liebenswürdigkeit lassen sie alle Beuteltiere himmelweit hinter sich. Hochinteressant war mir die Mitteilung eines Gutsherrn aus der Nähe von Hamburg, daß auf seiner Besitzung irgendwie eingeschleppte Springmäuse vollkommen verwildert seien, den Winter über schliefen, im Sommer aber äußerst scheu und flüchtig, daher überaus schwer zu erwischen seien. In den Gärten sollen die Tiere dort ziemlichen Schaden anrichten.

Digitized by Google

Ein recht schmuckes und gleichfalls für den Liebhaber warm zu empfehlendes Geschöpfchen ist auch die Wüstenmaus im sandfarbenen, auf der Unterseite schneeweißen Fellchen und mit großen, schwarzen Kugelaugen, die sofort auf eine nächtliche Lebensweise schließen lassen. Unangenehm an dem hübschen, überaus lebhaften und neugierigen Tierchen ist nur seine Ausdünstung, was um so mehr wundernehmen muß, als es sich doch immer sehr reinlich und sauber hält, ja sich nur an ganz bestimmten Plätzen entleert und den Harn mit Sand säuberlich zudeckt. Ebenso herrscht in dem weichen Neste sowie in den Vorratskammern der übrigens nur ein geringes Nahrungs- und ein noch geringeres Trinkbedürfnis bekundenden Tierchen stets die größte Sauberkeit. Sand ist das unerläßliche Lebenselement der unter sich sehr verträglichen Wüstenmäuse, und unaufhörlich sieht man sie mit Grabarbeiten beschäftigt. Wie Eiffle beobachtete, vergraben sie gern auch allerlei Lebensmittel, werfen einen kleinen Hügel darüber auf und bedecken diesen mit Steinchen und Stroh, um am nächsten Tage die ganze Geschichte mit seltsamer Rastlosigkeit wieder aufzuwühlen. Ihre Bewegungen sind zwar nicht ganz so schnell wie die der echten Mäuse, aber sehr viel zierlicher, anmutsvoller und geschmeidiger. Nur auf Kletterkünste verstehen sich die Wüstenmäuse nicht, denn dazu sind ihre Vorderpfoten, die sie sonst sehr geschickt wie Händchen zu gebrauchen wissen, ganz und gar ungeeignet.

Das an das Treiben eines unersättlichen Geizhalses erinnernde Zusammenraffen von Vorräten, wie wir es von unserem Hamster her kennen, findet sich ebenso ausgeprägt auch bei manchen exotischen Nagern, vielleicht aber nirgends so stark zu einem unwiderstehlichen Triebe ausgebildet wie bei der in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen Bergratte Nordamerikas. Sie ist von einer wahren Kleptomanie besessen und schleppt nicht nur säuberlich geordnete Wintervorräte, sondern überhaupt alles nur Denkbare und überhaupt Erreichbare in ihre Schlupfwinkel, wo es infolgedessen kunterbunt genug aussieht. Hat man doch schon Löffel, Messer, Gabeln, Strümpfe, alte Schuhe und dergleichen Kuriositäten in ihren aus dem Baste von Juniperus gebauten Nestern gefunden. Das durch einen buschigen Schwanz, große, muschelförmige, vorstehende Ohren, lange Schnurrhaare und kluge, ausdrucksvolle Augen gekennzeichnete Tier führt im Felsengeklüft der Gebirge ein zwar nächtliches, aber doch recht bewegliches

Digitized by Google

Leben. An ganz bestimmten Stellen pflegt es Klümpchen einer bibergeilartigen Masse abzusetzen. Ein anderer Nordamerikaner, die als Pelztier geschätzte Bisamratte, erinnert ebenfalls an den Biber, und zwar durch ihre ans Wasser gebundene Lebensweise. Sie ist ein munteres, spiellustiges Geschöpf, baut Burgen wie ein Biber, schwimmt trotz einem Otter und taucht mit der verblüffenden Fixigkeit eines Steißfußes. In Böhmen sind neuerdings Bisamratten angesiedelt worden, haben sich rasch vermehrt und scheinen sich überhaupt trefflich in die neuen Verhältnisse zu fügen.

Sehr viel gemächlicher in ihrem ganzen Wesen als diese beiden Nordamerikaner ist die stattliche Hamsterratte Ostafrikas, ein großer Nager, der bei näherer Bekanntschaft entschieden gewinnt. Zunächst freilich erscheint das in der Erregung mit aufgeblasenen Backentaschen eigentümlich fauchende Tier um so weniger anziehend, als es sich mit ausgesprochener Vorliebe in der unmittelbaren Nähe der menschlichen Aborte herumtreibt. Und trotzdem ist die Hamsterratte andererseits ein wahrer Reinlichkeitsfanatiker. Trug doch ein von Vosseler gekäfigtes Exemplar sogar seinen abgesetzten Kot mit den Pfoten zum Gitter und stopfte ihn hier durch die Maschen hindurch. Die Hamsterratte ist Nachttier und verfügt über ein so kräftiges Gebiß, daß sie selbst starken Eisendraht zu bezwingen vermag. Auch die dachsartig behaarte Borkenratte von den Philippinen, die gewissermaßen den Eichhorntypus unter den Murinen vorstellt, ist ein recht kräftiges und bissiges Geschöpf, das als nächtlicher Allesfresser seine geradezu leidenschaftliche Nageluſt namentlich an Holz und Baumrinde ausläßt. Gereizt läßt die Borkenratte ein quäkendes Grunzen hören, bei behaglicher Stimmung aber ein gemütliches Schnurren wie die Murmeltiere.

Auf dem mir eines schweren Malaria-Anfalles wegen sonst nicht gerade in angenehmer Erinnerung stehenden mehrtägigen Ritt von Marrakesch nach der maurischen Hafenstadt Mogador bot mir die Beobachtung der in den felsigen Korkeichenwäldern am Absturz des südmarokkanischen Hochplateaus ungemein häufigen Erdeichhörnchen (Abb. 23), dieser allerliebsten, zutraulichen, beweglichen und spiellustigen Geschöpfe, viel Vergnügen und Zerstreuung und hat mir über manche schwere und qualvolle Stunde in der angenehmsten Weise hinweggeholfen. Wo die Sonne ihre wärmenden Strahlen zwischen den nur schütter stehenden Bäumen mit fast ungeminderter Glut zur Erde her-

Digitized by Google

niedersenden konnte, wo die Felsblöcke am wildesten durcheinander gewürfelt waren, und schlangenartig dahinkriechende, wirr verschlungene Baumwurzeln die unzugänglichsten und heimlichsten Schlupfwinkel bildeten, da schienen sich diese ausgesprochenen Tag- und Bodentiere am wohlsten zu fühlen. Furchtlos blickten sie aus munteren Augen auf unsere kleine Karawane, neugierig kamen sie näher und näher, und mit drolliger Dreistigkeit huschten sie schließlich allenthalben zwischen den Hufen der Pferde, Maultiere, Esel und Kamele herum, so daß die in solchen Dingen sehr geschickten Araber nach einigen miß-

Abb. 23. Erdeichhörnchen.

glückten Versuchen etliche lebend mit der Hand zu fangen vermochten, worauf die anderen dann doch etwas vorsichtiger wurden und mit zierlich gespreiztem Schwanze blitzschnell in ihren Verstecken verschwanden, wenn man ihnen zu nahe auf den Leib rückte. Neben all ihren liebenswürdigen Eigenschaften ist den Erdeichhörnchen auch ein gut Teil Eigensinn, Starrköpfigkeit und Hartnäckigkeit eigen. Bei ihrem ständigen Herumschnüffeln sollen die überaus spiellustigen und reinlichen Tierchen namentlich auch hinter verschlafenen Nachtfaltern her sein.

Eines ernstlichen Einbürgerungsversuches bei uns wäre wohl auch das niedliche und seiner Flatterhaut wegen so eigenartige Flug-

Digitized by Google

hörnchen wert. Lebt doch dieses zierliche Kind des Nordens schon gar nicht weit von unseren Grenzen in den russischen Ostseeprovinzen, hier allerdings nicht häufig und seiner versteckten, streng nächtlichen Lebensweise halber noch seltener zur Beobachtung gelangend. In seinem flachen, recht hübsch und nett aus Bartflechten errichteten Nest, das man gewöhnlich in hohlen Espen findet, verträumt es den Tag, um erst mit Einbruch der Dämmerung auf Äsung auszuziehen, die hauptsächlich in Espenknospen, Nadelholztrieben, Birkenkätzchen und allerlei Baumsämereien besteht. Auf dem Boden der faltig herabhängenden Flughaut wegen ein gar unbehilflich Ding, entfaltet das Flughörnchen eine um so überraschendere Gewandtheit und Beweglichkeit im weiten Reiche der Baumwipfel, denn hier vermag es mit Hilfe der ausgespannten und wie ein Fallschirm wirkenden Flatterhaut Sätze oder vielmehr Flüge von 20—30 m zu vollführen, allerdings immer nur schräg nach abwärts. Das Tierchen ist Winterschläfer und wird in der Gefangenschaft überaus zahm und zutraulich.

Echte Flughunde habe ich zuerst auf dem sagenumwobenen, einst so fabelhaft fruchtbaren und üppigen, heute so schmählich vernachlässigten und verkommenen Eiland der Aphrodite, auf dem viel umstrittenen Zypern, kennen gelernt. Auf den alten, knorrigen Feigenbäumen bei den Ruinen von Salamis hingen die merkwürdigen Geschöpfe oft in großer Anzahl, gewöhnlich nur an einem Fuß aufgehängt, den gemütlichen Hundekopf gegen die Brust gedrückt, in die weite Flughaut eingehüllt wie in einen Reitermantel, die Ohren beständig zum Lauschen gespitzt. Überhaupt sind die sehr nervösen und schreckhaften Flughunde keineswegs so arge Tagschläfer wie die Fledermäuse, sondern achten auch bei Tage auf jede sich nahende Gefahr und nehmen dann gewöhnlich beizeiten Reißaus, wenn natürlich auch ihr eigentliches Leben erst nach Eintritt der Dämmerung beginnt. Dann schweben sie alsbald in meist geringer Höhe, oft in ganzen Trupps, mit langsamen, aber kraftvollen und regelmäßigen Flügelschlägen, fast wie Krähen anzusehen, ihren Fruchtbäumen zu. Denn im Gegensatze zu den Fledermäusen sind sie ja überwiegend Fruchtfresser, wenn sie auch tierische Nahrung keineswegs ganz verschmähen. Sie fressen übrigens wüst und verschwenderisch, vergeuden ungleich mehr als sie brauchen und machen sich dadurch namentlich in den Weinbergen unliebsam bemerkbar. Die Früchte werden ausgequetscht, der süße Saft mit Behagen geschlürft, die Rohstofffasern aber

Digitized by Google

fallen gelassen oder nachträglich wieder ausgespien. Im Fluge zeigen sich die Flughunde ausdauernder, am Erdboden entschieden gewandter als unsere Fledermäuse, besonderes Vergnügen aber hat mir immer ihre Kletterei gemacht, bei der sie überraschende Gewandtheit, Geschicklichkeit, ja unter Umständen selbst Schnelligkeit an den Tag legen. Wenn auch nicht übermäßig flink, sind sie doch sonst in jeder Beziehung großartige und überaus kraftvolle Turner, die namentlich alle Arten von Wellen mit verblüffender Eleganz zu vollführen wissen. Der Flughund putzt und leckt, laust und entleert sich im Hängen, bringt alles dies und noch vieles andere unter den unglaublichsten Verdrehungen und Verrenkungen des Körpers zustande. Klug und neugierig schauen die großen Augen drein, das niedliche Zünglein findet immer irgendwo etwas zum Belecken, die Ohren spielen lebhaft und rastlos hin und her, sobald die Aufmerksamkeit des Tieres durch irgend etwas erregt ist, und auch die sorgsam eingefettete und geglättete Flughaut ist dann ununterbrochen in zitternder Bewegung, oder das Tier öffnet sie in behaglicher Stimmung zur Hälfte und fächelt sich dann damit Luft zu. Obwohl recht geselliger Natur, sind die Flughunde doch von reizbarem, leidenschaftlichem und heißblütigem Wesen und deshalb untereinander nicht gerade verträglich, vielmehr stets zu Neckereien und Raufereien aufgelegt, wobei sie auch die Arme als Waffen verwenden und mit ihnen Stöße und Püffe austeilen, während das scharfe Gebiß erst dann in Wirksamkeit tritt, wenn aus dem Spaß Ernst zu werden droht. Obwohl Flughunde ihrer eigentümlichen Ernährungsweise wegen und namentlich auch deshalb, weil man ihnen kaum die zur Gesunderhaltung der Flughäute nötige Bewegungsfreiheit gestatten kann, nicht gerade leicht für längere Zeit in der Gefangenschaft zu halten sind, ist ihre Zucht doch schon wiederholt gelungen, namentlich im Kölner Tiergarten. Wunderlich berichtet von dort, daß bei der Paarung ein Umfassen mit den Vordergliedmaßen oder gar ein Umhüllen mit den Flughäuten, wie bei den Fledermäusen, nicht stattfindet. Das einzige Junge wird in den bei der Geburt untergehaltenen Flughäuten aufgefangen, kriecht dann zu den Zitzen der Mutter empor, hält sich hier fest und verbleibt in dieser Stellung, meist völlig verdeckt durch die Flughäute der Alten, volle 4 Monate. Noch mit 8 Monaten ist es nicht völlig erwachsen, während junge Fledermäuse schon im Alter von 6—8 Wochen selbständig werden. Bei seinen ersten Ausflügen

Digitized by Google

schlüpft das kleine Wesen beim geringsten Anlaß zur Beunruhigung sofort wieder schreiend unter die schirmenden Flughäute der Mutter. Das Wildbret der Flughunde wird allgemein als schmackhaft gerühmt; allerdings ist weder das absonderliche Aussehen noch die widerlich süßliche Ausdünstung der Tiere besonders appetitreizend, doch soll dieser unangenehme Geruch sich mit dem Abstreifen des Felles völlig verlieren. Auf Zypern sowohl wie anderwärts sind wiederholt schon arge Störungen im Telegraphenbetrieb durch Flughunde verursacht worden, indem die Tiere sich mit den Krallen am oberen Drahte aufhängten und dann mit dem herabhängenden Leib den unteren Draht berührten.

Abb. 24. Elefantenspitzmaus.

Mit wenig Säugetieren bin ich bei meinem jahrelangen Aufenthalt im südlichen Marokko so häufig zusammengetroffen, und wenige haben durch Eigenart und Anmut mich so zu fesseln, so sehr mein Interesse zu erregen verstanden wie die merkwürdige Elefantenspitzmaus (Abb. 24), ein gar bewegliches und graziöses Geschöpflein mit den langen Hinterbeinen und den kurzen Vorderbeinen der Springmäuse, dazu mit einem rüsselartig langen und beweglichen, ewig schnüffelnden Riechorgan, mit großen Ohren, verständig blickenden Augen, nacktem Schwanz und mächtig entwickelten Schnurrhaaren. Keineswegs überall waren diese munteren und beweglichen Tierchen anzutreffen, aber wo man sie traf, da waren sie massenhaft vorhanden, namentlich an sanften, geröllreichen, felsigen Lehnen des

Digitized by Google

Hügellandes mit nur spärlichem Pflanzenwuchs. Gerade während der Mittagszeit, wenn das glühende Tagesgestirn am unbarmherzigsten herniederbrannte und alles Leben unterdrückte, schienen diese Sonnentiere sich am wohlsten zu fühlen. Verhielt man sich ruhig, so konnte man sie dann schüchtern und ängstlich aus ihren Schlupfwinkeln im zerklüfteten Gestein heraustrippeln sehen, Männchen machend, mit dem zitternden Rüssel alle Spalten und Risse nach Kerbtieren absuchend, von Zeit zu Zeit ihr zart zirpendes Zwitscherstimmchen ertönen lassend, auch wohl in weitem Sprung nach etwas Vorüberhuschendem haschend, sich gegenseitig neckend und in losem Spiel verfolgend, beim geringsten Anzeichen von Gefahr auf den dünnen, aber kräftigen Hinterbeinen in weiten, blitzschnellen Sprüngen mit fabelhafter Geschwindigkeit, ganz nach Art der Känguruhs, dahinflüchtend. Der gewöhnliche Gang ist ein zierliches und ruckweises Trippeln, überhaupt jede Bewegung voll anmutsvoller Koketterie. Scheinbar steifbeinig, kann das Tier doch selbst die langen Hinterfüße in der mannigfaltigsten Weise gebrauchen, den ganzen Pelz damit durchkämmen und selbst das Ohrenschmalz aus den beständig in zitternder Bewegung befindlichen Ohren hervorholen, wobei die absonderlichsten Stellungen angenommen werden. Leider hat es mir niemals recht gelingen wollen, diese lieblichen und auch geistig offenbar ziemlich hochstehenden Tierchen mit dem Tapirkopf, dem Gazellenauge, dem Rattenschwanz und den Känguruhfüßen längere Zeit lebend im Zimmer zu halten, wo sie gewiß nette Gesellschafter gewesen wären und Anlaß zu hübschen Beobachtungen geboten haben würden. Zur Ordnung der Kerfjäger, der der Rüsselspringer, wie die Elefantenspitzmaus bezeichnenderweise auch heißt, beizuzählen ist, gehört ferner der mit einem spitzen Schweineschnäuzlein versehene und in ein eigenartiges Kleid von stacheligen Haarborsten eingehüllte Tanrek aus Madagaskar und den benachbarten Inselgruppen. Ich sah das höchst selten nach Europa gelangende Tier unlängst zum ersten Male lebend im Hamburger Garten, aber viel war daran eigentlich nicht zu sehen, denn ich muß gestehen, daß ich eine größere Schlafmütze nie kennen gelernt habe. Sein Tagschlaf ist noch ungleich fester als der der Fledermäuse. Alle viere von sich gestreckt, regungslos, wie tot, lagen die Tiere da, und nichts vermochte sie aus ihrem einem Betäubungszustande gleichenden Dusel zu ermuntern. Nachts freilich soll der Borstenigel um so lebhafter sein.

Digitized by Google

Madagaskar, das von vielen Gelehrten ja als der letzte Rest eines untergegangenen Weltteils, Lemurien, angesehen wird, beherbergt überhaupt eine höchst absonderliche, vielfach einzig dastehende und von derjenigen des benachbarten afrikanischen Festlandes himmelweit verschiedene Tierwelt. Dazu gehören z. B. als Vertreter der Halbaffen zahlreiche Arten von Lemuren, die ja dem jetzt angeblich unter dem Meeresspiegel versunkenen alten Erdteil den Namen gegeben haben. Die schön bepelzten Tiere sind in den an Früchten und Kerfen so unerschöpflichen Urwäldern ihrer Heimat zu Hause und zeigen sich während des Tages ebenfalls sehr schlaftrunken, aber ihr Schlaf ist

Abb. 25. Katzenmaki.

nur leise und wird schon durch ein vorüberfummendes Kerbtier unterbrochen, und in unseren Tiergärten sind manche von ihnen auch am Tage recht munter, achten jedenfalls sorgsam und mit sichtlichem Interesse auf alles, was in ihrer Umgebung vorgeht. So werde ich nie die lange Reihe verschiedenartiger, aber ausnahmslos unsäglich verblüfft, erstaunt und interessiert dreinschauender Gesichter von Halbaffen in dem eine kostbare Sammlung dieser Tiere beherbergenden Hamburger Garten vergessen, als ein junger Schimpanse vor ihren Käfigen zur Vorbereitung auf die Künstlerlaufbahn Unterricht im Radfahren und Kegelschieben erhielt. Der überhaupt am Tage recht lebhafte Mongoz sah mir auch immer sehr neugierig zu, wenn ich Notizen machte, wobei sein rotes Zünglein beständig in Bewegung

Digitized by Google

war, und der lange Schwanz eifrig hin und her pendelte. Der Katzenmaki (Abb. 25) ließ wenigstens seine miauende, die hübsche Katta (Abb. 26) mit dem mehr als körperlangen, schön schwarz und weiß geringelten Schwanze ihre gellende, der Lemur fuscus seine rauh grunzende Stimme hören. In der Freiheit freilich sind die Lemuren ausgesprochene Nachttiere, und sie sind es mit in erster Linie, die die geheimnisvollen, schauerlichen, durch Mark und Bein gehenden Nachtkonzerte im Urwald veranstalten, denn große Schreier vor dem Herrn sind sie fast alle. Haben sie sich aber gründlich ausgeschrien und sich unter greulicher Verwüstung der vorhandenen Baumfrüchte sattgefressen, so beginnt in den Wipfeln ein Turnen und Klettern, ein Springen und Rennen, ein Haschen und Jagen, wie man es diesen scheinbar so behäbigen Gesellen nie und nimmer zugetraut hätte, die an Gewandtheit und Schnelligkeit in dergleichen Künsten den echten Affen nicht nur gleichstehen, sondern sie womöglich noch übertreffen. Kein Baumwipfel ist ihnen zu hoch, kein Zweig zu schwank, keine Entfernung zu weit; es scheint, als ob sie Flügel erhalten hätten und aller irdischen Schwere ledig geworden seien. Indessen gibt es doch auch unter den Halbaffen echte und rechte Faulpelze, und das sind die südasiatischen Loris, abenteuerlich genug aussehende Tiere mit gespensterhaftem Gesichtsausdruck und feurig glotzenden Kugelaugen. Sie schleichen auch in tiefster Nacht nur höchst langsam, vorsichtig und bedächtig, Schritt für Schritt, durch Zweiggewirr und Blättermeer; langsam

Abb. 26. Katta.

Digitized by Google

und zögernd nur naht ihre garstige Mörderhand dem arglos schlummernden Vogel, legt sich dann aber mit plötzlichem Griff eisern um seinen Hals, und blutgierige Mordlust, unersättlicher Blutdurst zeigen sich nach Vollendung des heimtückischen Werks nun unverhüllt bei dem arglistigen Schleicher. Die Makis dagegen sind von ungleich liebenswürdigerem, geselligem und verträglichem Charakter, und namentlich die Katta habe ich immer als ein nettes und liebenswürdiges, friedfertiges und leicht zahm werdendes Tier kennen gelernt, wenngleich sie am Tage ziemlich verschlafen und hinsichtlich der lieben Reinlichkeit ein rechtes Schwein ist. Auch das afrikanische Festland beherbergt einige interessante Makiarten, von denen hier der niedliche Zwergmaki genannt sei, ein graues Kerlchen von Rattengröße, mit den Manieren eines Siebenschläfers. So selten man ihn selbst zu sehen bekommt, wenn er in der Dämmerung im Lianengewirr sich tummelt, und so sehr das Auffinden seiner Schlafplätze in hohlen Bäumen beim Holzfällen vom Zufalle abhängig ist, so sehr macht doch auch er sich auffällig durch sein überraschend lautes, schmetterndgellendes Geschrei, das mit tiefen Brusttönen abwechselt. Daß die Intelligenz dieser Tiere, die ein so scharfer Beobachter wie Vosseler höher als die der Meerkatzen veranschlagt, keine geringe ist, das beweisen ihre individuell recht verschiedene Geistesrichtung, ihr sehr veränderlicher Gesichtsausdruck und das keineswegs ausdruckslose Auge, das in der Dunkelheit prachtvoll, oft geradezu blendend aufleuchtet, bald wie dunkelglühende Kohle, bald wie grünblau schimmernder Opal. So unbehilflich die recht unproportioniert gebauten Jungen anfangs erscheinen, so flink und gewandt wissen sich doch die Alten in den dämmerigen Laubkronen zu bewegen, wo sie bis 2 m weite Luftsprünge vollführen. Gefangene Zwergmakis, die äußerst zahm und zutraulich werden, zeigten eine große Vorliebe für Alkohol, ohne sich jedoch jemals bis zur Sinnlosigkeit zu berauschen. Übrigens ist auch dieses nette und zierliche Bürschlein in seiner Art ein rechter Schweinigel, denn es begleitet jede seiner Gunstbezeugungen mit tröpfelnden Harnabsonderungen. Das absonderlichste Mitglied dieser an sich schon so absonderlichen Tierfamilie ist aber wohl das in Madagaskar heimische Fingertier (Abb. 27). Mit seinem dicken, breiten, großohrigen Kopf, der papageienschnabelartigen Mundbildung, den kleinen, gewölbten, starren und regungslosen Glutaugen, dem kräftigen Körper, dem buschigen Riesenschwanz, der steifborstigen Grannenbe-

Digitized by Google

haarung und den merkwürdigen, dürren, langen, wie zusammengedorrt aussehenden Gespensterhänden an den Vorderfüßen ist es in der Tat ein höchst eigenartiges Geschöpf, das man lange nicht im System unterzubringen wußte, zumal auch die beiden Schneidezähne, die in der unteren Kinnlade viel stärker entwickelt sind. als in der oberen, den Naturforschern von jeher viel Kopfzerbrechen gemacht haben. Das Fingertier vermag damit nicht nur Baumrinde vortrefflich abzuschälen, um die darunter versteckten Kerfe bloßzulegen, sondern es bekundet auch eine ganz erstaunliche Nagefähigkeit; das Fingertier des Berliner Gartens z. B. nagte eine Hirschgeweihstange ihrer ganzen Länge nach

Abb. 27.
Fingertier.

in 14 Tagen durch. Die unbehaarten äußeren Glieder des langen und dürren Mittelfingers dienen dazu, aus den Rissen der Baumrinde Kerfe und Gewürm herauszuhäkeln. In noch höherem Maße als andere Halbaffen ist das Fingertier, das übrigens an Trägheit und Langweiligkeit seinesgleichen sucht, auf eine rein nächtliche Lebensweise angewiesen, denn am Tage ist es ein lächerlich hilfloses, wie geistesabwesend, rein mechanisch einhertorkelndes Geschöpf, ja das Sonnenlicht scheint ihm geradezu zu schaden oder ihm wenigstens das größte körperliche Unbehagen zu verursachen.

Und nun zum Schluß noch einiges über die Affen, „unsere lieben Vettern", die seit Darwins Auftreten jedenfalls die volkstümlichsten und meistumstrittenen aller Tiere geworden sind, in deren Körperbau

Digitized by Google

das Auge des Laien eine fratzenhafte Verzerrung der menschlichen Gestalt sieht, das des Naturforschers dagegen eine weitgehende und großartige Anpassung des gemeinsamen Stammtypus an ein Kletterleben auf den Baumriesen des Urwaldes oder auf steilen Felswänden tropischer Gebirgszüge. Merkwürdig, daß diese höchststehenden aller Säugetiere, mit ihrem nicht nur nach der Art, sondern auch individuell so ungemein verschiedenartig entwickelten und abgestuften Charakter, trotz ihres Jahrtausende alten Umganges mit dem Menschen, trotz ihres Nachahmungstriebes und ihrer großen Abrichtungsfähigkeit nie zu eigentlichen Haustieren geworden sind, und vielleicht hat Gustav Jaeger wieder einmal recht, wenn er dafür in allererster Linie ihr allzu unstetes, unruhiges, leidenschaftliches, launisches und erregbares Temperament verantwortlich macht. Und dazu kommt bei aller Zahmheit die große Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters, die sich kein Affe, auch der anhänglichste nicht, völlig nehmen oder auch nur wesentlich beschneiden läßt. Körperlich sind ja fast alle Affen vortrefflich ausgerüstet, und deshalb ist der Kampf ums Dasein für sie in ihrer von Natur aus so reichen Tropenheimat ein verhältnismäßig leichter. Daher wohl auch ihre Bequemlichkeit und ihr Schlendrian, ihr Spätaufstehen und ihre Sorglosigkeit, ihr Leichtsinn und ihre starke Neigung zu lustigem Spiel, ihre Arbeitsscheu und ihr Hang zu planlosem Herumstreifen. Sie verfügen über eine unglaubliche Muskelkraft, Gewandtheit und Behendigkeit, verlieren so leicht nicht die Geistesgegenwart und stehen in bezug auf Geschicklichkeit bei Verwendung der Gliedmaßen nahezu einzig und unerreicht da. Ihre Gebärdensprache ist eindringlicher fast als die des Menschen. Zähnefletschen gilt allgemein als Zeichen tiefster Ergebenheit, wie sie die schwächeren Mitglieder der Bande dem gefürchteten Stammeshäuptling fortwährend zu bezeugen beflissen sind, und mit Freudengeschrei, hochgezogenen Augenlidern und etwas herausgestreckter Zungenspitze begrüßt der Pavian seine Bekannten. Aber auch durch mannigfaltig abgetönte und verbundene Stimmlaute wissen sich Affen sehr wohl zu verständigen. In neuester Zeit hat ja der „Affenprofessor" Garner mit seinem planmäßigen Studium der „Affensprache" viel Aufsehen erregt. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung Knottnerus-Meyer: „Am besten verstehen Affen die Sprache ihrer Familiengenossen. Ich will nicht mit Garner die Behauptung aufstellen, daß die Affen im Besitz einer Vokalsprache seien, aber das kann

Digitized by Google

man täglich beobachten, daß die verschiedenen Familien der Affen, z. B. Paviane, Makaken u. a., in vollkommen verschiedenen Lauten und Gebärden ihren Wünschen und Empfindungen Ausdruck verleihen, und daß Affen verschiedener Gattungen und selbst Arten, in einen Käfig gebracht, erst allmählich sich verstehen lernen, während Angehörige der gleichen Art sich von vornherein verständigen." Beim Rhesus ist, um einige Beispiele anzuführen, der „Dialekt" auffallend singend, beim Drill meckernd und lachend, beim Hamadryas scharf und abgebrochen. Das Gedächtnis eines begabten Affen ist bewundernswert, aber seine Zerfahrenheit nicht minder groß. Er versteht von allem etwas, aber nichts recht. Jaeger nennt ihn eine „vielseitige und biegsame Künstlernatur". Jedenfalls ist der Affe der geborene Komödiant, ein echter Bohémien, der Zigeuner des Tierreichs, ein begabter Vagabund und ein unverbesserlicher Dieb dazu. Seine sonstige Frechheit und Unverschämtheit weicht wahnsinniger Furcht, sobald er sich übermächtigen Naturgewalten gegenübersieht, ein Verhältnis, das wir ja auch bei wilden Völkern vielfach antreffen, wo es als erste Andeutung religiöser Gefühle aufgefaßt zu werden pflegt.

Über den Charakter des typischen Affen läßt sich viel Rühmliches eigentlich nicht sagen, sondern er ist eigentlich ein recht niederträchtiger Kerl und das Muster eines nichtsnutzigen Lumpen. Vor allem ist er durch und durch rücksichtsloser Egoist, kriechend gegen Stärkere, grausam gegen Schwächere, dabei erfüllt von viehischer Wollust und rohester Sinnlichkeit. Den Affenstaat nennt Knottnerus-Meyer, dem wir wohl die trefflichste Schilderung dieser Tiere verdanken, einen „Klassenstaat par excellence" und eine „Despotie in härtester Form", wobei der mit brutaler Gewalt alle anderen Mitglieder der Bande auf das abscheulichste tyrannisierende Herrscher alle Leckerbissen und alle Weiber als sein selbstverständliches Eigentum betrachtet. Und in einem solchen Staate gibt es Höflinge und Angeber, Streber und Lakaien, Phlegmatiker und Revolutionäre, heimliche Liebespaare und alte Klatschtanten, Diebe und Büttel. Daher auch die unerschöpfliche Anziehungskraft des großen Affenkäfigs in jedem Tiergarten auf das liebe Publikum. Wir finden also beim Affen zumeist schlechte und widerwärtige Charaktereigenschaften des Menschen wieder, die aber beim Tier in nackter und unverhüllter Brutalität zutage treten, weil sie nicht durch Kultur und Erziehung geklärt und gemildert wur-

Digitized by Google

den. Am sympathischsten berührt noch das getreuliche Zusammenhalten der Bande, das bis zum heroischen Opfertode des Häuptlings und bis zur förmlichen Adoption verlassener Waisen sich steigern kann, und die grenzenlose „Affenliebe" und Hingebung der Mütter für ihre übermütigen und ungezogenen Bälge. Je kränker ein Affe wird — und früher oder später werden es ja gerade die höchststehenden dieser Tropenkinder bei uns alle —, desto sanfter wird sein Wesen, desto menschenähnlicher sein ganzes Gebahren, und es gehören starke Nerven dazu, ein solch hochbegabtes Geschöpf langsam sterben zu sehen.

Die Zahl der Geschichten und Anekdoten, die von der überraschenden Intelligenz der Affen die drolligsten und unterhaltendsten Dinge zu berichten wissen, ist schier unübersehbar. Hier sei nur an die im Pariser „Jardin des Plantes" von de Parville beobachtete Erfindung des Spiegels durch einen Menschenaffen erinnert. Der von den Parisern vielbewunderte Schimpanse „Edgar" sammelte in einer alten Kasserolle allerlei Gegenstände, die ihm nützlich erschienen, so einige Kieselsteine, die er zum Aufknacken von Kernen gebrauchte, ein Stück Flasche und ein Stück schwarzes Zeug. Was wollte er aber mit dem Glasscherben und dem Tuchfetzen anfangen? Er tat das Zeug hinter das Glas und stellte sich so einen primitiven Spiegel her, in dem er dann immer wieder sein schlaues Spitzbubengesicht mit dem Ausdrucke der größten Befriedigung betrachtete. Bekanntlich haben ja alle Affen eine große Freude an Spiegeln, obwohl es bei den niedriger stehenden Arten mindestens sehr zweifelhaft bleiben muß, ob sie überhaupt zu der Einsicht kommen, daß es ihr eigenes Konterfei ist, was sie darin erblicken. Von einem zahmen Wickelschwanzaffen berichtet Hachet-Souplet, daß er infolge eifrigen Nußessens sehr unter Zahnschmerzen zu leiden hatte und daher die sich zwischen den Zähnen festsetzenden Nußteilchen mit den Fingern herauszubohren versuchte, was ihm aber nur sehr unvollkommen gelang. Man legte ihm deshalb einen eisernen Stift und einen Schleifstein in den Käfig und schliff vor seinen Augen einen anderen Stift spitzig. Diesen geschliffenen Eisenstift reichte man dem Affen, der ihn sofort als Zahnstocher benutzte. Er merkte aber bald, daß der Eisenstift noch zu dick war, und verfiel auf den Gedanken, sich ihn auf dem Schleifstein spitzer zu schleifen. Nach einer Stunde hatte er sich den Zahnstocher zurechtgeschliffen und bediente sich seiner mit großem Wohlbehagen.

Digitized by Google

Daß die Affen und ihr Benehmen schon im Mittelalter in hohem Maße das Interesse denkender Menschen erregten, geht z. B. daraus hervor, daß 1595 der damalige Landgraf von Hessen ein in seinem Darmstädter Tierzwinger geborenes Affenjunges — für die damalige Zeit ein außerordentliches Ereignis — durch eine menschliche Amme großsäugen ließ und an dem ersichtlichen Gedeihen des Pfleglings die lebhafteste Teilnahme bekundete. Bastarde sind im Affenreiche bei der ausgesprochenen Geilheit dieser Tiere keine Seltenheit, und es kommen in dieser Beziehung die heterogensten Mischungen vor; so wurde in Cincinnati ein Abkömmling zwischen Meerkatze und Hundskopf gezüchtet. Als eine noch größere Seltenheit muß aber wohl die schneeweiße Meerkatze mit dunkeln Augen gelten, die gegenwärtig im Frankfurter Tiergarten gepflegt wird, geistig hervorragend begabt zu sein scheint, aber in ihrem Benehmen und Gesichtsausdruck etwas auffallend Ängstliches und Scheues hat und gerade durch die weiße Behaarung etwas sehr Menschenähnliches bekommt, während das dunkle Antlitz beim Schimpansen und seinen Verwandten die Menschenähnlichkeit stark schmälert. Daß ausgesetzte Affen unter günstigen Verhältnissen sich gut halten und leicht wieder verwildern können, beweisen die auf der Insel Barbados vorkommenden grünen Meerkatzen, die ursprünglich aus Westafrika stammen.

So gern wir das muntere Treiben der Affen im Tiergarten bewundern, so wenig eignen sie sich doch unter unserem Himmelsstrich als eigentliche Haus- und Stubengenossen, denn in enger Haft siechen sie traurig dahin, und gönnt man ihnen die zu ihrem Wohlbefinden unumgänglich nötige Freiheit, so stecken sie ständig voller loser Streiche und vollführen bei jeder Gelegenheit den tollsten Unfug. Namentlich die Hausfrau wird sich nie recht mit ihnen befreunden können, schon ihrer unbändigen Zerstörungslust und ihres abscheulichen Geruchs wegen. Eine Ausnahme gibt es aber doch, und das ist das mit schwarzen Ohrbüscheln geschmückte, überaus niedliche, aber keineswegs besonders kluge Pinseläffchen, das von jedem Liebhaber leicht zu halten ist und eine schrill zwitschernde Stimme besitzt. Es kommt nicht gern zum Boden herab, nimmt seine Nahrung am liebsten mit dem Maule auf, erinnert in seinem ganzen Benehmen stark an die Eichhörnchen und ist ein gar spielerisches, zärtliches, wärmeliebendes, sonnebedürftiges, reinliches, drolliges, bei schlechter Laune wohl auch etwas bissiges, sonst überaus ängstliches und schreckhaftes Geschöpfchen.

Digitized by Google

Heimisch ist es ebenso wie die ähnlichen Löwen- und Seidenäffchen in Südamerika, und dort sind auch die höchst sonderbaren Klammeraffen zu Hause. Die erinnern in jeder Beziehung an den Kautschukmenschen im Zirkus, sind in ihren Bewegungen wohl etwas langsamer und besonnener, übertreffen ihn aber weitaus in den unglaublichsten Gliederverrenkungen und lächerlichsten Hanswurststellungen.

Abb. 28. Guereza (Stummelaffe).

Der schmächtige, klapperdürre und ausgemergelte Leib trägt einen grinsenden Totenschädel, einen gewaltigen Greifschwanz von riesiger Muskelkraft und enorm entwickelte, spinnenartig lange Gliedmaßen. Diese gutmütigen und harmlosen Urwaldbewohner bereiten durch ihre prachtvollen, eine wahre Augenweide bildenden Turner- und Kletterkünste viel Vergnügen, vertragen aber leider unser Klima noch schlechter als ihre Verwandten. Die gleichen Aufenthaltsorte haben die gedrungen gebauten Brüllaffen inne, die durch das blasig aufgetriebene Zungenbein gekennzeichnet werden. Sie sind es, die auf den hohen Urwaldbäumen bei Sonnenuntergang gesellschaftlich so schauerlich heulende Brüllkonzerte veranstalten. Überhaupt ist das ganze Tun und Treiben dieser ernsthaften, langbärtigen und dickpelzigen Gesellen streng an das Baumleben gebunden und gewissermaßen eine Vereinigung von allerlei Absonderlichkeiten. Ihr trübseliges Äußere stimmt gut überein mit dem langweiligen Betragen und den phlegmatischen Bewegungen, bei denen der kräftige Wickelschwanz die Hauptrolle spielt.

Unter den schmalnasigen Affen der Alten Welt seien zunächst als

ebenfalls auf das weite Reich der Baumwipfel angewiesen die prachtvoll behaarten Stummelaffen (Abb. 28) erwähnt, die sich auf dem Erdboden nur recht unbeholfen mit froschartigen Sprüngen zu bewegen vermögen und ebenfalls über eine sehr rauhe, weithin schallende, eigentümlich grunzende Stimme verfügen. Aber einen großartigen Anblick muß es gewähren, wenn diese herrlichen Tiere mit fast wagerecht gespreizten Beinen in rasender Flucht über eine 30—40 m tiefe Waldschlucht hinwegsetzen, dabei die langen, weißen Schulterhaare und die großen Schwanzquasten im Winde flattern und sich prächtig abheben von dem samtschwarzen Fell. Scheu oder boshaft sind diese schönen Affen nicht, scheinen aber in geistiger Beziehung auf einer ziemlich tiefen Stufe zu stehen. Ihr Nahrungsbedürfnis ist ein auffallend starkes, und zwar verzehren sie fast ausschließlich das Laub ganz bestimmter Baum- und Straucharten, weshalb ihre Eingewöhnung viele Schwierigkeiten macht, und sie nur äußerst selten lebend nach Europa gelangen, während sie in ihrer Heimat ihres prächtigen Pelzwerkes wegen viel gejagt werden. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei dem merkwürdigen, mit einem mächtig entwickelten, knolligen und hakenförmigen Geruchsorgan versehenen Nasenaffen von Borneo. Dieser in seiner Art einzig dastehende, behende und zählebige, sich gern am Wasser aufhaltende und vortrefflich schwimmende Affe ist ein geselliges Dämmerungstier und ernährt sich hauptsächlich von Knospen und Früchten gewisser Bäume in den fieberschwangeren Sumpfgegenden. Der schlanke, hochbeinige Husarenaffe erinnert mit seinem griesgrämigen Gesichtsausdruck an einen gründlich verärgerten Bureaukraten. Sein langweiliges, unfreundliches und äußerst reizbares Wesen läßt kaum vermuten, daß er der lustigen Gruppe der Meerkatzen angehört, als deren Vertreter wir den hübsch gefärbten Nonnenaffen und die Weißnase nennen wollen, äußerst nette, bewegliche, spiellustige und gemütliche Tiere, die viel Leben in die trägere Gesellschaft ihrer Käfiggenossen bringen. Das drollig-menschenähnliche Gebaren dieser Vierhänder, ihre turnerische Gewandtheit, ihre stete Neckluft und ihre unerschöpflichen, mitunter freilich auch recht rohen Späße verfehlen in den Tiergärten nie ihre Anziehungskraft auf die Besucher, aus deren Reihen oft lauter Beifall oder befreiendes Lachen ertönt. In den Pflanzungen freilich sind die Meerkatzen wie alle Affen gar schlimme und bei ihrer Schlauheit schwer fernzuhaltende Gäste, die ihrem diaboli-

Digitized by Google

schen Vernichtungstrieb in wilder Freude die Zügel schießen lassen und ganz fürchterliche Verwüstungen anrichten. Etwas kräftigere Körperformen weist der nahe verwandte Mohrenaffe aus Westafrika auf. Er ist durch hohe geistige Begabung und durch seine sehr ausgiebige, weithin schallende, dabei aber wohltönende Stimme ausgezeichnet. Ein liebenswürdiges Geschöpf ist auch der untersetzter gebaute Javaneraffe mit kurzem Backenbart und kammartig aufgekrempeltem Haupthaar. Wetterwendisch und launisch im höchsten Grade ist freilich auch er, wie ja alle Affen. Weniger sympathische Eigenschaften zeigt der Rhesusaffe aus Indien. Ewig schlechter Laune, von ausgesprochen jähzornigem Charakter und stets zu sinnlosen Wutanfällen aufgelegt, mißhandelt und tyrannisiert er seine schwächeren Mitgefangenen in der abscheulichsten Weise. Dabei zeigt er sich aber äußerst gelehrig und spielt deshalb in den neuerdings zu frischer Beliebtheit gelangten Affentheatern die hervorragendste Rolle. Gleichfalls dem indischen Faunengebiet, wo er trotz seiner großen Schädlichkeit von den Eingeborenen für heilig gehalten wird, gehört der wundervoll behaarte Schlankaffe an, ein Baumwipfelbewohner von unglaublicher Behendigkeit und recht anziehendem Wesen. Europa besitzt an seiner äußersten Südwestspitze, auf den nackten Felsen von Gibraltar, noch eine einzige Affenart, den pfiffigen, schwanzlosen Magot, ein Charaktertier der Atlasländer. Früher hielt sich der Bestand der oberhalb der englischen Zwingburg lebenden Affen immer auf rund 80 Stück, 1893 wurde er noch auf 38 geschätzt, 1898 sah ich selbst dort etwa 25; aber obwohl die Tiere trotz ihrer gelegentlichen Plünderungszüge in die höher gelegenen Gärten sorgfältig geschont werden, scheint ihre Zahl seitdem beständig zurückgegangen zu sein, und heute leben nur noch ganz wenige Magots, in absehbarer Zeit wohl überhaupt keine mehr auf europäischem Boden. Eine ansteckende Seuche scheint diesem letzten Affenbestand Europas den Garaus machen zu wollen. Die außerordentlich scheuen und nur auf große Entfernung mit dem Fernglas zu beobachtenden Tiere ernähren sich dort hauptsächlich von den allenthalben halbwild wachsenden Berberfeigen, die sie geschickt von den Stacheln zu befreien wissen, und deren saftiges, kühlendes Fleisch ihnen wohl auch zum großen Teile das Wasser ersetzen muß.

Felsenaffe ist auch der muskulöse Pavian mit dem verzerrten Hundskopf, dessen tückisch-unverschämter Blick schon seine schlechte

Digitized by Google

Seele verrät. Er lebt herdenweise in den Gebirgen Afrikas, ist ein ausgesprochenes Bodentier, ernährt sich hauptsächlich von Pflanzenwurzeln und bekundet bei der Verteidigung seiner Jungen gegen Raubtiere und Menschen einen wahrhaft erhabenen Mut, der mit manchen seiner unschönen Charaktereigenschaften wieder aussöhnt. Denn im allgemeinen ist der Pavian ein recht widerwärtiger, dreister und verschmitzter Patron, der selbst Reisenden den Weg versperrt oder sie durch Herabrollen großer Steine gefährdet und sich neuerdings in Südafrika auch angewöhnt haben soll, Schafe und Ziegen zu überfallen, zu töten und ihre Eingeweide zu verzehren, womit wir eine interessante Parallele zu der berüchtigten Schafsleischliebhaberei der neuseeländischen Nestorpapageien vor uns hätten. An gefangenen Pavianen hat man beobachtet, daß sie leidenschaftlich gern Tabak kauen, wobei vor eitel Behagen ein breites, lachendes Grinsen ihre häßliche Fratze überzieht. Vielleicht als der häßlichste, sicherlich aber als der viehischste aller Affen muß der Mandrill gelten, auf dessen plumpem, olivgrünem Leibe ein mächtiger, scheußlich geformter Kopf sitzt, und dessen nackte Körperteile in einer bei Säugetieren ganz ungewohnten Buntheit (himmelblau die Backen, knallrot der Hintere) prangen, gerade dadurch aber um so abstoßender wirken. Sicherlich spielen diese lebhaften, weithin leuchtenden Farben im Geschlechtsleben eine Rolle, wahrscheinlich aber auch als Leitzeichen, gewissermaßen als Standarten auf der Flucht, wie wir ja auch bei anderen Herdentieren ähnliche Erscheinungen finden („Spiegel" der Rehe). Die anderen Affen gehen dem Mandrill mit sichtlicher Ängstlichkeit aus dem Wege, denn mit dem mürrischen, boshaften, bissigen und brutalen Patron ist nicht zu spaßen. Weit gutmütiger zeigt sich der gleichfalls zu den Hundsköpfen zählende Babuin, der im Gegensatze zu seinen Verwandten auch in Wäldern wohnt und demgemäß auch ein zwar etwas langsamer, aber doch recht geschickter Baumkletterer ist. Er ist nicht nur sanfter und verträglicher, sondern entschieden auch geistig begabter als die echten Felspaviane.

Daß die Menschenaffen die höchstentwickelten aller Tiere sind und im zoologischen Sinne dem Homo sapiens selbst sehr nahestehen, kann heutzutage wohl kaum mehr geleugnet werden, obwohl man noch einen Schopenhauer am liebsten gesteinigt hätte, als er sich zu der für die damalige Zeit unerhört kühnen Behauptung verstieg, der geistige Unterschied zwischen einem europäischen Genie und einem

Digitized by Google

Durchschnitts-Botokuden sei größer als der zwischen letzterem und einem Menschenaffen. Schlagende Beweise aus neuerer Zeit sind die Ergebnisse der umfangreichen Blutuntersuchungen von Uhlenhuth, Wassermann, Nuttal, Bruck u. a., wodurch die Blutgleichheit von Mensch und Menschenaffe festgestellt, und somit die Lehre vom tierischen Ursprung des Menschengeschlechts glänzend bestätigt wurde, sind ferner die durch Friedenthal festgelegten Kurven über Verlauf von Wachstum und Körpergewichtszunahme bei Mensch und Säugetieren. Bei den Menschenaffen verlaufen diese Kurven nämlich vielfach geradezu „innerhalb der individuellen menschlichen Variationsbreite", während die übrigen Affen in dieser Beziehung durch eine ansehnliche Kluft von den Menschenaffen getrennt sind und auf Grund ihrer Wachstumsbilder viel näher bei den übrigen Säugetierordnungen stehen. Über das Seelenleben der Menschenaffen, das mit ihrer Lebensweise in freier Natur in Einklang zu bringen und auf ihren biologischen Entwicklungsgang zurückzuführen ist, verdanken wir Sokolowsky die besten neueren Untersuchungen. Der Orang ist in der ausgesprochensten Weise an das Baumleben angepaßt, der Gorilla am meisten auf dem Erdboden heimisch, während der Schimpanse eine Mittelstellung einnimmt. Dies kommt besonders beim aufrechten Gang zum Ausdruck, wobei der Orang immer einen recht unbehilflichen, fast mitleiderregenden Eindruck macht, der Gorilla dagegen sich mit großer Sicherheit bewegt. Der Gorilla ist Melancholiker, der Schimpanse Sanguiniker, der Orang Phlegmatiker. Der wehrhafte, ungeheuer starke Gorilla legt viel Bedachtsamkeit an den Tag, denkt langsam, aber richtig und gründlich, neigt zur Selbstbeschaulichkeit und Traurigkeit, ist grüblerisch veranlagt, aber doch neugierig und achtsam. Die mit fortschreitendem Alter trotz des im Grunde harmlosen Wesens namentlich im männlichen Geschlechte mehr und mehr zum Durchbruch kommende tierische Wildheit und Brutalität ist wohl auf die stete Kampfbereitschaft zurückzuführen, in der sich das alte Gorillamännchen als der natürliche Beschützer und Verteidiger seiner Familie im düsteren Urwalde befindet. Der viel geselliger lebende und sehr schreilustige Schimpanse faßt ungleich leichter und rascher auf, vergißt aber auch schneller und kombiniert weniger scharf, ist unstet und nicht ohne Bosheit, necklustig, ein loser Flattergeist. Individuelle Verschiedenheiten machen sich in hohem Maße geltend. Den tadellos salonmäßig erzogenen und ersichtlich rein seelischer Beeinflussung

Digitized by Google

durch den Menschen (also nicht nur bloßer Dressur) zugänglichen „Konsuls" unserer Varietétheater, die ein deutscher Gelehrter um ihre Honorare baß beneiden könnte, steht z. B. Vosselers ostafrikanischer Schimpanse gegenüber, ein recht übermütiger, launischer und verschmitzter, grober und flegelhafter, jähzorniger und bissiger, oft hinterlistiger und heimtückischer Bengel, der namentlich Eingeborenen mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit seine Mißachtung erkennen zu geben und des Nachts geradezu satanische Streiche zu vollführen pflegte. Der im Alter abschreckend häßlich werdende Orang ist der Gutmütigste dieses Kleeblatts, selbstzufrieden, verträglich, ein wenig schwerfällig, etwas Faulpelz, bedächtig, ein langsamer, aber überlegender Denker. Die große Hinfälligkeit der Menschenaffen im Käfig (daß ein Schimpanse im Londoner Tiergarten volle 10 Jahre lebte, ist eine seltene Ausnahme) ist gewiß mit auf die Seelentraurigkeit zurückzuführen, die die Gefangenschaft, die Trennung von der Heimat und die Einsamkeit bei ihnen bewirken. Teilnahmlosigkeit und Melancholie sind die Folgen. Wenigstens hat die Erfahrung gezeigt, daß solche Menschenaffen, denen man ständig Gespielen — seien es nun äffische oder menschliche — beigab, sich weitaus besser und länger hielten, weil eben die fortwährende Beschäftigung und Unter-

Abb. 29. Gibbon.

haltung eine traurige Apathie gar nicht aufkommen ließen. Übrigens — ich kann mir nicht helfen — näher als Gorilla, Schimpanse und Orang, die doch alle drei viel tierisch Rohes an sich haben, scheint mir dem Menschen der gutmütige, friedfertige, sanfte Gibbon (Abb. 29) zu stehen, obwohl die unmäßig langen Arme und der kleine Körper einen solchen Gedanken zunächst wenig gerechtfertigt erscheinen lassen. Aber die anatomischen Befunde sprechen zum Teil auch für ihn.

□ □

Digitized by Google

Die vornehmste Forderung der Zeit ist, daß die jetzige und kommende Generation mit einer besseren naturwissenschaftlichen Bildung gewappnet ist, als es im 19. Jahrhundert der Fall war!

Was die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten Großes geleistet hat, muß in den kommenden Jahren der Allgemeinheit so nahe wie möglich gebracht werden. Jedermann tut darum gut, sich dem **„Kosmos"**, der bedeutendsten Vereinigung von Naturfreunden (Sitz in Stuttgart), anzuschließen. **Die Pflichten der Mitglieder sind sehr klein,** sie bestehen nur in der Leistung eines

∴ jährlichen Beitrages von M 4.80 ∴

(Beim Bezug durch den Buchhandel 20 Pfg. Bestellgeld, durch die Post Porto extra.)

Demgegenüber sind die **Rechte der Mitglieder ungleich größer:**

Die Mitglieder erhalten laut § 5 als Gegenleistung für ihren Jahresbeitrag **im Jahre 1910 kostenlos:**

I. Kosmos, Handweiser für Naturfreunde.
Erscheint zwölfmal jährlich. Reich illustriert. Preis für Nichtmitglieder M 2.80.

II. Die ordentlichen Veröffentlichungen.
Nichtmitglieder zahlen den Einzelpreis von M 1.— pro Band.

Koelsch, Pflanzen zwischen Dorf und Trift.
Meyer, Die Welt der Planeten.
Dekker, Auf Vorposten im Lebenskampf I.
Floericke, Säugetiere fremder Länder.
Wenle, Die Kultur der Kulturlosen.

III. Das Recht, die außerordentlichen Veröffentlichungen des laufenden Jahres und die Veröffentlichungen früherer Jahre oder sonstige im „Kosmos" den Mitgliedern regelmäßig angebotene Werke (darunter solche von W. Bölsche, Dr. K. Floericke, J. H. Fabre, Prof. Gustav Jäger, Dr. B. Lindemann, Prof. Sauer, E. S. Thompson, Hofrat Dr. Wurm u. a.) zu einem **ermäßigten Subskriptionspreise** zu beziehen.

Jede Buchhandlung nimmt Beitrittserklärungen entgegen und besorgt die Zusendung. Gegebenenfalls wende man sich an die Geschäftsstelle des Kosmos in Stuttgart

Jedermann kann jederzeit Mitglied werden;
bereits Erschienenes wird nachgeliefert.

Digitized by Google

Satzung.

§ 1. Die Gesellschaft Kosmos will in erster Linie die Kenntnis der Naturwissenschaften und damit die Freude an der Natur und das Verständnis ihrer Erscheinungen in den weitesten Kreisen unseres Volkes verbreiten.

§ 2. Dieses Ziel sucht die Gesellschaft zu erreichen: durch die Herausgabe eines den Mitgliedern kostenlos zur Verfügung gestellten naturwissenschaftlichen Handweisers (§ 5); durch Herausgabe neuer, von hervorragenden Autoren verfaßter, im guten Sinne gemeinverständlicher Werke naturwissenschaftlichen Inhalts, die sie ihren Mitgliedern unentgeltlich oder zu einem besonders billigen Preise (§ 5) zugänglich macht usw.

§ 3. Die Gründer der Gesellschaft bilden den geschäftsführenden Ausschuß, den Vorstand usw.

§ 4. Mitglied kann jeder werden, der sich zu einem Jahresbeitrag von M 4.80 = K 5.80 h ö. W. = Frs 6.40 (exkl. Porto) verpflichtet. Andere Verpflichtungen und Rechte, als in dieser Satzung angegeben sind, erwachsen den Mitgliedern nicht. Der Eintritt kann jederzeit erfolgen; bereits Erschienenes wird nachgeliefert. Der Austritt ist gegebenenfalls bis 1. Oktober des Jahres anzuzeigen, womit alle weiteren Ansprüche an die Gesellschaft erloschen.

§ 5. Siehe vorige Seite.

§ 6. Die Geschäftsstelle befindet sich bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, Pfizerstraße 5. Alle Zuschriften, Sendungen und Zahlungen (vgl. § 5) sind, soweit sie nicht durch eine Buchhandlung Erledigung finden konnten, dahin zu richten.

Kosmos

Handweiser für Naturfreunde.

Erscheint jährlich zwölfmal — 2—3 Bogen stark — und enthält:

Original-Aufsätze von allgemeinem Interesse aus sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaften. Reich illustriert.

Regelmäßig orientierende Berichte über Fortschritte und neue Forschungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Auskunftsstelle. — Interessante kleine Mitteilungen.

Mitteilungen über Naturbeobachtungen, Vorschläge und Anfragen aus dem Leserkreise.

Bibliographische Notizen über bemerkenswerte neue Erscheinungen der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur.

Dazu die illustrierten Beiblätter:

Wandern und Reisen. Aus Wald und Heide. Photographie und Naturwissenschaft. Technik und Naturwissenschaft. Haus, Garten und Feld.

Der „Kosmos" kostet Nichtmitglieder jährlich M 2.80.
Probehefte durch jede Buchhandlung oder direkt.

Digitized by Google

Im Jahre 1910 erhalten die Mitglieder außer der reichhaltigen Vereinszeitschrift (jährlich 12 umfangreiche, reich illustr. Hefte) die folgenden ordentlichen Veröffentlichungen **kostenfrei:**

Pflanzen zwischen :: Dorf und Trift ::

Von Dr. Adolf Koelsch

Mit zahlreichen Abbildungen nach Naturaufnahmen.

In farbigem Umschlag M 1.—, gebunden M 1.80

Die Forderung weiter Kreise nach intimer Kenntnis der landschaftlichen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse der Heimat wird immer dringender. Deshalb wird dieser lebensvoll geschriebene botanische Führer großen Beifall finden. — An einem Tauwettertag führt uns der Verfasser hinaus und erzählt uns von dem Erwachen der Natur. Die Frühlings- und Sommertage benutzt er, um uns das **unbebaute** Land an trockenen, feuchten und an sehr nassen Orten zu schildern: die Flora der Wegränder, Raine, sonnigen Hügel, steinigen Hänge, Straßengräben, Bach-, Fluß- und Seeufer, Sumpfgräben zieht in liebevoll ausgeführten Bildern an uns vorüber. Ihnen folgen floristische Lebensbilder des **bebauten** Landes mit seinen Baumgärten, Getreidefeldern, Wiesen, Weinbergen usw. — Indem der Verfasser die einzelnen Vegetationsgebiete Monat für Monat durchgeht, macht er sich zum Begleiter des Lesers, der ihn bald dahin, bald dorthin führt, um zu zeigen, wie im Laufe des Jahres die Flora jedes

Digitized by Google

einzelnen Gebietes sich ändert, wie zu dem Alten Neues hinzukommt usw. Naturgemäß berührt der Verfasser eingehend die anatomischen, morphologischen und physiologischen Verhältnisse der Gewächse und läßt auch erdgeschichtliche und andere Fragen, die die Pflanzenkunde berühren, nicht außer acht.

❖ ❖ ❖

Die Kultur der Kulturlosen

Von Professor Dr. K. Weule

Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig

Mit einem farbigen Umschlagbild

und zahlreichen Originalbildern.

Geheftet M 1.—, gebunden M 1.80.

Die Völkerkunde ist ein überaus interessantes Gebiet, dessen Bekanntschaft das Werk des hervorragenden Forschers vermitteln will. Insbesondere will es die Anschauung zerstören, als ob die Kulturvölker roh, unbeleckt, unzivilisiert, bar aller technischen und geistigen Errungenschaften und nur wenig oder gar nicht über die Anfänge dessen, was wir Kultur nennen, herausgekommen seien.

Wenn auch jene Völker auf den Gebieten der Technik, der Kunst und der Wissenschaft noch nicht die stolze Höhe des Europäers von heute erreicht haben, so besitzen sie doch die Eigentümlichkeit, manchen Zug aus der entwicklungsgeschichtlichen Laufbahn des Menschen scheu bewahrt zu haben, der bei uns schon längst verloren gegangen ist. Von einem bedeutsamen Fachmanne in anregender Weise darüber unterrichtet zu werden, was uns Weiße von den andersfarbigen Menschen trennt, und was uns eint, ist interessant und ungemein belehrend. Dem Leser gewährt das Weulesche Werk einen Einblick in die Urstufen der Religion, die Anfänge der Kunst und Wissenschaft und die primitiven Formen der Vergesellschaftung. Reicher Bilderschmuck verleiht den fließenden Schilderungen einen besonderen Wert.

❖ ❖ ❖

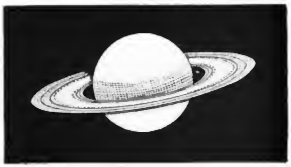
Digitized by Google

Die Welt der Planeten

Von Dr. M. Wilhelm Meyer

In farbigem Umschlag M 1.—, gebunden M 1.80.

Nur wenige vermögen sich vorzustellen, daß unsere unfaßbar große Erde nur ein kleines Glied in einer höheren Organisation sein solle, in dem Planetensystem, wo Weltkörper, zum Teil noch viel größer als die Erde, Spielbällen gleich, mit ihr gemeinschaftlich um die Sonne kreisen. Das Thema ist so interessant und wissenswert, daß der Naturfreund sich darüber gern von einem anerkannt tüchtigen Fachmann belehren lassen wird. Mit den früher erschienenen Meyerschen Kosmosbänden bildet der vorliegende Band eine vollständige Himmelskunde.



* * *

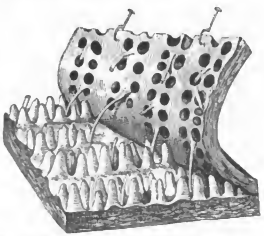
Auf Vorposten im Lebenskampf

Biologie der Sinnesorgane I: Fühlen u. Hören

Von Dr. H. Dekker

Mit zahlreichen Textbildern

In farbigem Umschlag M 1.—, gebunden M 1.80.



Im Lebenskampfe sind die menschlichen Sinnesorgane von der allergrößten Bedeutung; sie eingehend zu kennen, von ihrer Leistungsfähigkeit unterrichtet zu sein, ist deshalb eine Forderung an jeden Menschen. Gerade das, was der Mensch mit seinen Sinnesorganen zu leisten vermag, wo ihre natürlichen Grenzen liegen, und warum sie notwendigerweise ihre heutige Form haben müssen, ist für die Kenntnis und Erkenntnis des eigenen Ichs von erheblichem Werte. Dr. Dekker ist als hervorragender

Digitized by Google

Fachmann bekannt, und seinen Ruf, die trockene Wissenschaft durch eine anregende, flüssige Form der Schilderung für die weitesten Kreise schmackhaft zu machen, bestätigt das vorliegende Werk aufs neue.

❖ ❖ ❖

Säugetiere fremder Länder

Von Dr. Kurt Floericke

Mit 4 farbigen Tafeln und zahlreichen Textbildern.
In farbigem Umschlag M 1.—, gebunden M 1.80.

Seinen mit großem Beifall aufgenommenen Schilderungen der Säugetiere, Vögel, Kriechtiere und Lurche läßt der Verfasser eine Darstellung der Tierwelt fremder Länder folgen. Er hat dabei solche Formen herausgegriffen, die in unseren Tiergärten für jedermann zugänglich sind. Die anerkannten Vorzüge dieses Autors, als die unlängst einer unserer berufensten Kritiker „scharfe Beobachtungsgabe, plastische Darstellungskraft, glänzenden Stil, völlige Beherrschung des Stoffes und umfassende Kenntnis der Fachliteratur" bezeichnete, vereinigen sich auch in diesem Buche. Von einer eigens zu diesem Zwecke unternommenen Studienreise durch die deutschen Tiergärten hat der Verf. eine Fülle hochinteressanter Beobachtungen heimgebracht, die in diesem reich illustrierten Bändchen zur Verwertung gelangten. Da er von seinen ausgedehnten Forschungsreisen her viele der geschilderten Tiere auch aus ihrem Freileben kennt, vermochte er namentlich auch die Einflüsse der Gefangenschaft auf Charakter und Seelenleben der Tiere zu ergründen und so mancherlei neue Streiflichter auf die Tierpsychologie zu werfen.

❖ ❖ ❖

Digitized by Google

Die Mitglieder des Kosmos haben bekanntlich nach Paragraph 5 III das Recht, außerordentl. Veröffentlichungen und die den Mitgliedern angebotenen Bücher zu einem Ausnahmepreis zu beziehen. Es befinden sich u. a. darunter folgende Werke.

	Preis für Nichtmitglied.	Mitgliederpreis
	M	M
Bade, Dr. E., Die mitteleuropäischen Süßwasserfische . . . . . Geheftet .	5.80	3.85
Gebunden .	7.50	5.20
Bölsche, W., Der Sieg des Lebens. Fein gebunden	2.—	1.50
Busemann, L., Der Pflanzenbestimmer. Gebunden	3.80	2.90
Camerer, Dr. J. W., Philosophie und Naturwissenschaft. Geb.	3.—	1.75
Diezels Erfahrungen a. d. Gebiete d. Niederjagd. Kartoniert . . .	4.—	2.50
Gebunden . . .	4.50	2.90
Fabre, J. H., Bilder aus der Insektenwelt. I. Reihe	2.25	1.60
Floericke, Dr. Kurt, Deutsches Vogelbuch. Gebunden	10.—	8.40
Jäger, Prof. Dr. Gust., Das Leben im Wasser. Kart.	4.50	1.70
Jahrbuch der Vogelkunde. I. Jahrgang. 1907 . .	2.—	1.60
— — — II. Jahrgang. 1908	2.80	2.—
Meyer, Dr. M. Wilh., Die ägyptische Finsternis. Geb.	3.—	1.90
Musterkatalog der naturw. Literatur. Gegen Spesenersatz	—.50	—.20
Sauer, Prof. Dr. A., Mineralkunde. Gebunden .	13.60	12.20
Schuster, W., Wertschätzung der Vögel	2.25	1.20
Stevens, Frank, Die Reise ins Bienenland. Geb.	3.—	1.85
Thompson, E. S., Bingo und andere Tiergeschichten. Fein geb. . . .	4.80	3.60
— **Prärietiere und ihre Schicksale.** Fein geb. . . .	4.80	3.60
— **Tierhelden.** Fein geb.	4.80	3.60

Volksbücher, Naturwissenschaftliche: Nr. 1 Koch, Schulgarten (Nichtmitgl. 25 Pf.) 15 Pf. — Nr. 2/3 Kalender für Aquarien- und Terrarienfreunde (Nichtmitgl. 50 Pf.) 40 Pf. — Nr. 4/6 Reinhardt, Wie ernähren wir uns am zweckmäßigsten und billigsten? (Nichtmitgl. 75 Pf.) 50 Pf.

✣ ✣ ✣

Die ordentlichen Veröffentlichungen

der früheren Jahre stehen neu eintretenden Mitgliedern, solange Vorrat, zu Ausnahmepreisen zur Verfügung.

Jahrgang 1904

(Handweiser vergriffen) zusammen für M 4.— (Preis für Nichtmitglieder M 5.—) gebd. für M 6.20 (für Nichtmitglieder M 9.—):

Bölsche, W., Abstammung des Menschen.
Meyer, Dr. M. Wilh. (Urania-Meyer), Weltuntergang.
Zell, Dr. Th., Ist das Tier unvernünftig? (Doppelband.)
Meyer, Dr. M. Wilh. (Urania-Meyer). Weltschöpfung.

Digitized by Google

Jahrgang 1905

(Handweiser vergriffen) zusammen für M 4.— (Preis für Nichtmitglieder M 5.—) gebd. für M 6.75 (für Nichtmitglieder M 10.—):

Bölsche, Wilhelm, Stammbaum der Tiere.
Francé, R. H., Das Sinnesleben der Pflanzen.
Zell, Dr., Th., Tierfabeln.
Teichmann, Dr. E., Leben und Tod.
Meyer, Dr. M. Wilh. (Urania-Meyer), Sonne und Sterne.

Jahrgang 1906

zusammen M 4.80 ungebunden (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 12.80):

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 1906: 12 Hefte (Preis für Nichtmitglieder M 2.80).
Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen.
Meyer, Dr. M. Wilh., Die Rätsel der Erdpole.
Zell, Dr. Th., Streifzüge durch die Tierwelt.
Bölsche, Wilh., Im Steinkohlenwald.
Ament, Dr. W., Die Seele des Kindes.

Jahrgang 1907

zusammen M 4.80 ungebunden (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 12.80):

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 1907: 12 Hefte (Preis für Nichtmitglieder M 2.80).
Francé, R. H., Streifzüge im Wassertropfen.
Zell, Dr. Th., Straußenpolitik.
Meyer, Dr. M. Wilh., Kometen und Meteore.
Teichmann, Dr. E., Fortpflanzung und Zeugung.
Floericke, Dr. K., Die Vögel des deutschen Waldes.

Jahrgang 1908

zusammen M 4.80 ungebunden (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 12.80):

Meyer, Dr. M. Wilh., Erdbeben und Vulkane.
Teichmann, Dr. E., Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens.
Sajó, Krieg und Frieden im Ameisenstaat.
Dekker, Naturgeschichte des Kindes.
Floericke, Dr. K., Säugetiere des deutschen Waldes.

Jahrgang 1909

zusammen M 4.80 ungebunden (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 11.60):

Francé, R. H., Bilder aus dem Leben des Waldes.
Meyer, Dr. M. Wilh., Der Mond.
Sajó, Prof. K., Die Honigbiene.
Floericke, Dr. K., Kriechtiere und Lurche Deutschlands.
Bölsche, Wilh., Der Mensch in der Tertiärzeit und im Diluvium.

Jeder reich illustrierte Band ist auch einzeln käuflich und kostet Nichtmitglieder geheftet M 1.—, fein gebunden M 1.80.

Der Handweiser 1906 und ff. enthält u. a. die berühmten Schilderungen aus dem Insektenleben von J. H. Fabre, Aufsätze von Bölsche, Dekker ꝛc.

Die sämtlichen noch vorhandenen Jahrgänge der Kosmos-Veröffentlichungen (s. obige Zusammenstellung) liefern wir an Mitglieder:
geheftet für M 27.20 (Preis für Nichtmitglieder M 41.20)
gebunden für M 43.15 („ „ „ M 69.—)
auch gegen kleine monatliche Ratenzahlungen.

* Wird auch der Handweiser gebunden gewünscht, so erhöht sich der Preis um 85 Pf.

Digitized by Google

Die Bestellkarte nimmt jede Sortimentsbuchhandlung an. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stößt schreibe man an die Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, die für Zusendung sorgen wird.

Unterzeichneter tritt auf Grund der Satzung dem **Kosmos**, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, (Geschäftsstelle: Pfizerstr. 5) bei. erbittet seine Mitgliedskarte und erhält je nach Erscheinen kostenlos

den Jahrgang 1910

Jahresbeitrag ℳ 4.80 = K 5.80 h ö. W. = Frs 6.40, zuzügl. 20 ₰ Bestellgeld, fällig im Januar 1910.

I. Kosmos, Handweiser für Naturfreunde.

Erscheint 12mal jährlich.

II. Die ordentl. Veröffentlichungen 1910.

Ab Januar 1910 erscheint alle 2—3 Monate ein Band.

Koelsch, Pflanzen zw. Dorf und Trift.
Meyer, Die Welt der Planeten.
Dekker, Auf Vorposten im Lebenskampf.
Floericke, Säugetiere fremder Länder.
Weule, Die Kultur der Kulturlosen.

Falls die ordentlichen Veröffentlichungen gebunden gewünscht werden, tritt ein kleiner Zuschlag für die 5 Einbände à Einband 55 Pf. (Nichtmitglieder à M —.80) ein. Wir bitten, bei der Bestellung ausdrücklich zu bemerken, wenn gebunden gewünscht wird.

den Jahrgang 1909

Bestellungen werden auch nach Schluß des Jahres entgegengenommen, und die Veröffentlichungen nachgeliefert gegen den sofort fälligen Beitrag von ℳ 4.80 = K 5.80 h ö. W. = Frs 6.40.

I. Kosmos, Handweiser für Naturfreunde.

12 Hefte reich illustriert, in einem Band geheftet.

II. Die ordentl. Veröffentlichungen 1909:

Francé, Wald.
Meyer, Der Mond.
Sajó, Die Honigbiene.
Floericke, Kriechtiere und Lurche.
Bölsche, Mensch der Vorzeit. I.

Falls die ordentlichen Veröffentlichungen gebunden gewünscht werden, wird auch hier ausdrücklich bemerken. Zuschlag für die 5 Einbände d. Jahrg. 1909 à Einband 55 Pf. (Nichtmitglieder à M —.80).

K. 1910

Oft. Laute und genaue Adresse

Bücherzettel.

Porto 3 Pfg. oder 3 Heller, falls ausser d. Namen der Buchhandlung u. der Unterschrift d. Bestellers keine weiteren schriftlichen Mitteilungen auf die Karte kommen.

An die

Buchhandlung von .....

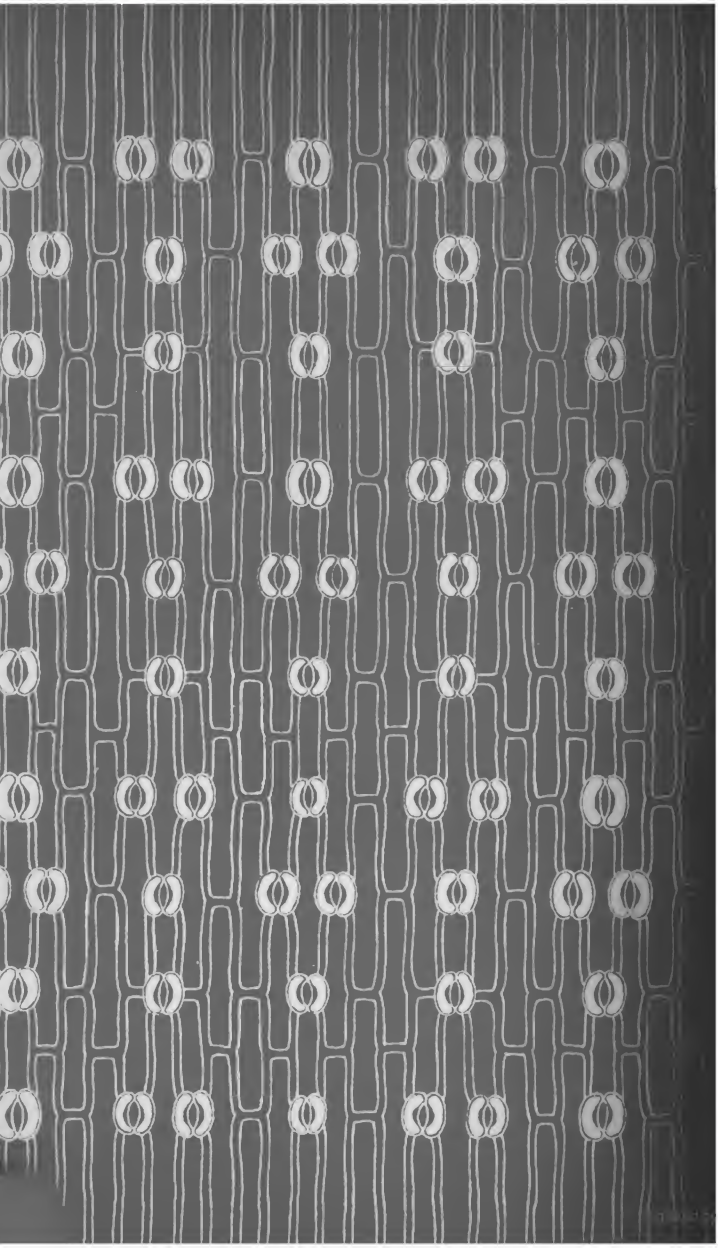
.....

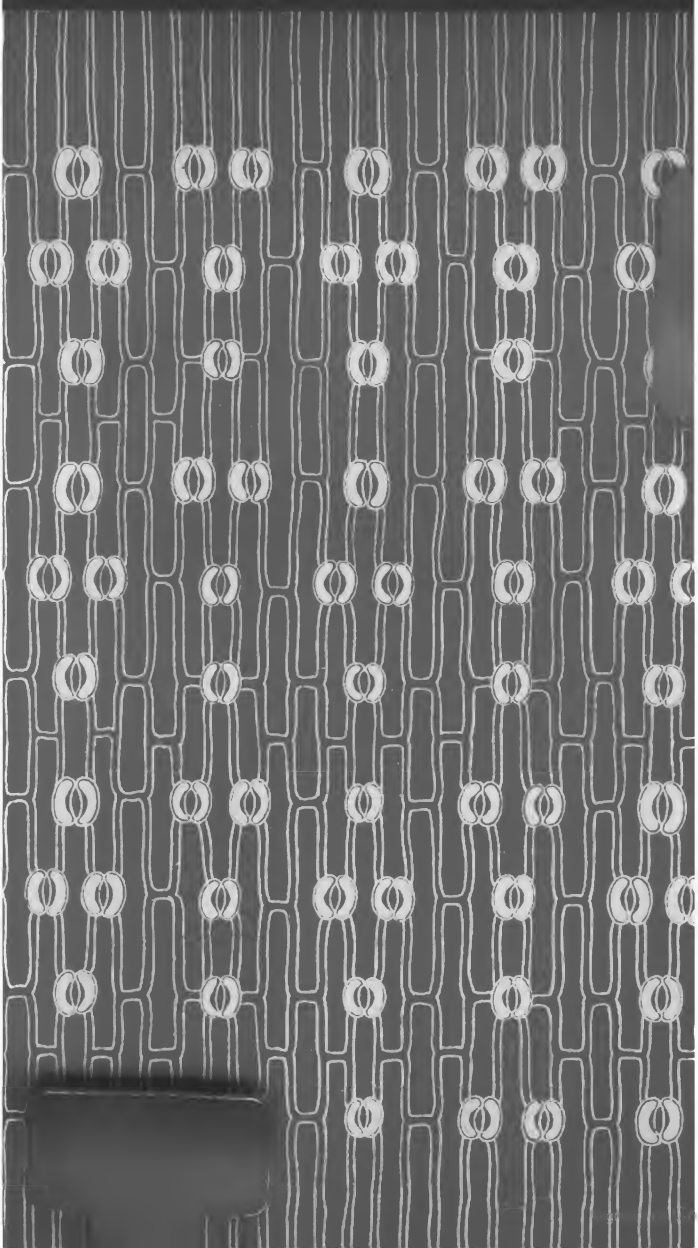
Die sämtlichen noch vorhandenen Jahrgänge der Kosmos-Veröffentlichungen (s. obige Zusammenstellung) liefern wir an Mitglieder:
geheftet für M 27.20 (Preis für Nichtmitglieder M 41.20)
gebunden für M 43.15 (" " " M 69.—)
auch gegen kleine monatliche Ratenzahlungen.

* Wird auch der Handweiser gebunden gewünscht, so erhöht sich der Preis um 85 Pf.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google